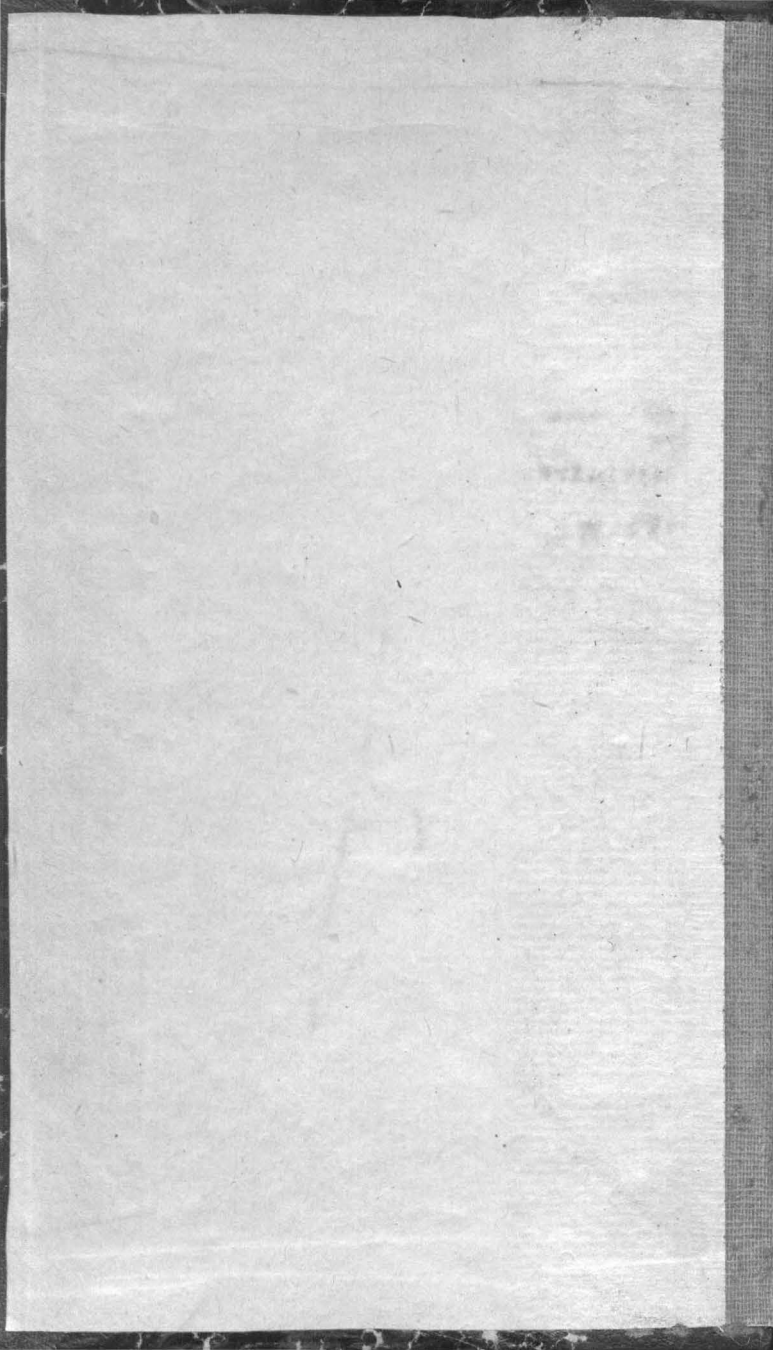
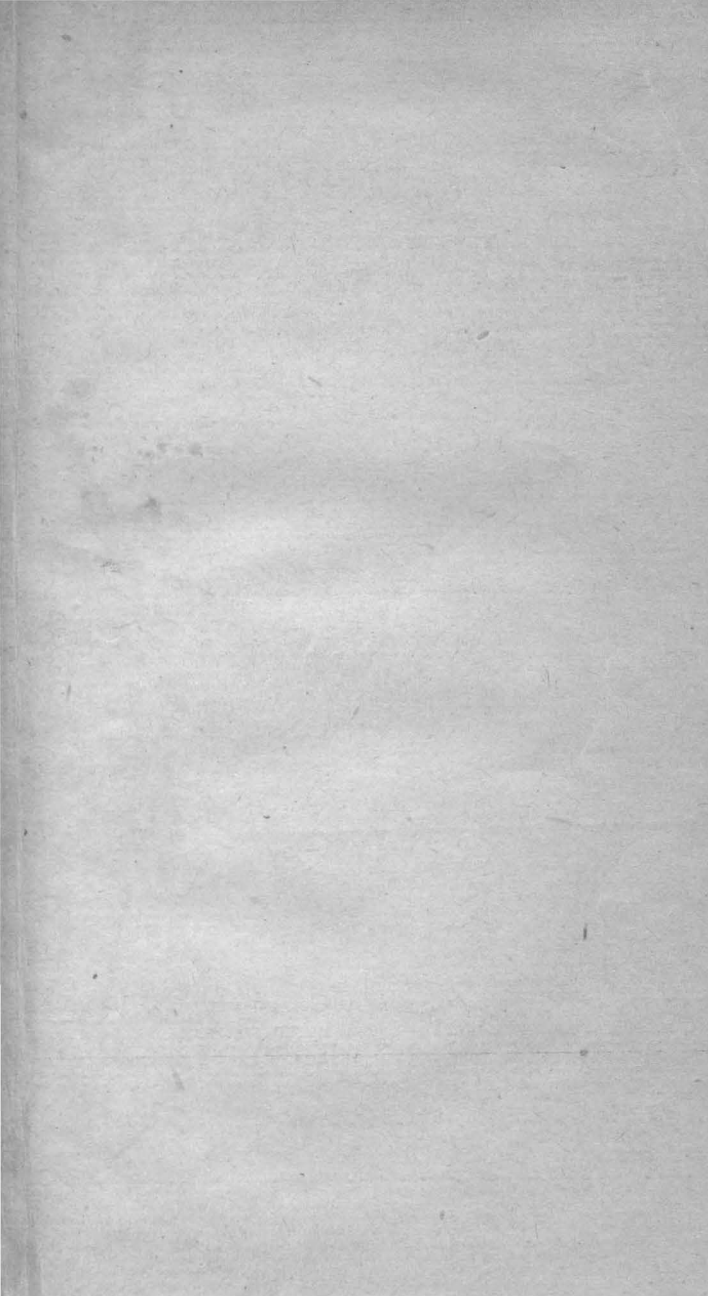


1

244⁴63





Kleine practische
Kinderlogik,
welche
auch zum Theil
für
Lehrer und Denker
geschrieben ist.

Herausgegeben
von

Karl Philipp Moriz,

königl. preussischem Hofrath und Professor, ordent-
lichem Mitgliede der königl. Akademie der Wissen-
schaften und des Senats der Akademie der bildenden
Künste.

Neueste Auflage.

Mit sieben Kupfertafeln.

Wien, 1815.

Im Verlage bei Katharina Gräffer und Härter.



3 Taf.

V o r r e d e.

Ich habe mich der sieben Kupfertafeln zu diesem Buche, welche nicht eigentlich zu diesem Endzwecke verfertigt sind, nur bedient, weil sie zufälliger Weise auch zu meiner Idee paßten. Ubrigens ist diese kleine practische Kinderlogik mir unter den Händen das geworden, was sie eigentlich nicht werden sollte, aber doch bei dem natürlichen Gange des Denkens werden mußte — indem ich bei der Ausarbeitung nothwendig auf Ideen stieß, die ich in diesem Zusammenhange zu verfolgen, mich nicht erwehren konnte. Der letzte Theil dieser practischen Kinderlogik ist daher eigentlich keine Kinderlogik mehr — Dieser letzte Theil mag aber nun als ein

Leitfaden für den Lehrer, der etwa von diesem
Buche für Kinder Gebrauch machen will, betrach-
tet werden, oder auch für sich selbst seines Inhalts
wegen, die Prüfung der Denker verdie-
nen, so wird die Ausarbeitung desselben, hoffe
ich, auch in diesem Zusammenhange nicht ohne
Nutzen seyn.

Kleine practische

Kinderlogik.

Algebra

Fritz war ein unordentlicher Knabe. Wenn er sich des Abends auszog, so warf er den einen Schuh unter den Ofen, den andern setzte er unter das Bett.

Das eine Strumpfband steckte in der Rocktasche, und das andere hing unter dem Spiegel. Rock und Weste lagen oben und der Hut lag unten.

Nun hatte Fritz überdem noch die böse Gewohnheit, nicht früh aufzustehen. Wenn also die Sonne ins Fenster schien, und um acht Uhr zur Schule geläutet wurde, so mußte es Hals über Kopf mit dem Anzuge gehen; und nun war es ein trauriger Anblick, wie der arme Fritz mit dem einen Schuh und Strumpf am Fuße in der Stube herumhüpfte, und den andern suchte; wie er sich

*)

den einen Strumpf mit einem Bindfaden aufbinden mußte, weil er das Strumpfband, das in der Rocktasche steckte, nicht finden konnte; wie der Hut, von alle dem Zeuge, was die Nacht darauf gelegen hatte, zerdrückt war, und sich gar nicht wieder ins Geschick bringen ließ.

Und da es nun vollends an das Büchersuchen ging, so steckte die lateinische Grammatik in einem Stiefel, das Schreibebuch lag zu den Füßen im Bette, die Schreibfedern lagen auf dem Feuerherde, und das Tintenfaß stand zwischen dem weißgewaschenen leinenen Zeuge. —

Die Federn waren halb verbrannt, das Tintenfaß war umgefallen, und die weiße Wäsche beschmutzt; das Schreibebuch war in einen Klumpen mit den Füßen zusammengetreten, und die lateinische Grammatik wurde gar nicht gefunden, sondern blieb so lange im Stiefel stecken, bis Frik einmal einen anziehen wollte, und mit dem Fuß nicht hinein kommen konnte.

Berwildert und mißvergnügt ging dann Frik zur Schule, wo er gemeiniglich zu spät kam. Die Mutter schalt, der Vater drohte, aber alles half nichts. Es ging so einen Tag und alle Tage.

Da nun Frixens Aeltern fast alle Hoffnung aufgaben, daß sie selbst je im Stande seyn würden, ihn wieder zur Ordnung zu gewöhnen, und auch leider! wegen vieler andern Geschäfte nicht Zeit genug hatten, sich so viel als nöthig war, mit der Erziehung ihres Sohnes zu beschäftigen, so sahen sie sich nach einem Mann um, dem sie das wichtige Geschäft der Erziehung ihres einzigen Sohnes auftragen könnten, und sie waren so glücklich, einen solchen zu finden, der alle ihre Wünsche und Erwartung übertraf.

Die vorzüglichste Bitte der Aeltern an ihn war gleich im Anfange: er möchte doch ihren Sohn, wo möglich, zur Ordnung zu gewöhnen suchen — weil nun Frix auch erst vierzehn Jahre alt war, so sagte Stahlmann (dieß war der Name des jungen Mannes), habe er noch alle Hoffnung, einen ordentlichen Knaben aus ihm zu ziehen.

Und nun fing Stahlmann auch von der Stunde seine Lectionen mit Frixen damit an, daß er ihn bei jeder Gelegenheit zusammenlegen und zusammenstellen ließ, was zusammen gehörte, und von einander abson-

dern ließ, was nicht zusammen gehörte.

Die Früchte davon zeigten sich bald. Frits stand mit mehr Vergnügen auf, kam zur rechten Zeit zur Schule, und betrug sich den ganzen Tag über vernünftiger und besser, so daß sich auch seine Aeltern selbst über die schnelle Verwandlung wunderten, und seinen Lehrer Stahlmann fragten, wie doch das zugehe.

Stahlmann gab zur Antwort, das ganze Geheimniß bestehe darin, daß er Fritzen bei jeder Gelegenheit lehre, zusammenzulegen und zusammenzustellen, was zusammen gehöre, und von einander abzusondern, was nicht zusammen gehöre.

Durch die beständige Uebung gewöhnte sich Frits dermaßen zu diesem Gedanken, daß es ihm am Ende so geläufig wurde, das Zusammengehörige zusammenzustellen und zu legen, daß er gar nicht einmal mehr daran dachte, es thun zu wollen, wenn er es that.

Wenn er sich des Abends ausgezogen hatte, lagen Knieschnallen, Strümpfe und Strumpfbänder zusammen, die Schuhe mit den Schuh schnallen standen unter dem Stuhle; kurz die Kleidungs-

stücke hatten sich gleichsam von selbst, indem er sie mit Bedacht hinlegte, so geordnet, wie sie auf und neben einander liegen mußten, um mit der leichtesten Mühe stückweise so wieder angezogen werden zu können.

Und wenn nun Frix am Morgen aufstand, so war er fertig, ehe man sichs versah; der Vater drohte, die Mutter schalt nicht mehr. Frix stand von selbst früher auf, wie sonst, weil er sich nicht mehr vor der Beschwerde des Anziehens fürchtete.

Er kam zur rechten Zeit zur Schule. Denn die lateinische Grammatik steckte nicht mehr im Stiefel, das Schreibebuch lag nicht mehr im Bette, und die Federn nicht mehr auf dem Herde; sondern Grammatik, Federn und Schreibebuch, hatten, als zusammengehörige Sachen, ihren Platz in Frixens kleinem Schreibepulte, wo sie auch hingehörten.

Stahlmann mochte nun mit Frixen gehen und stehen, wo er wollte, so hatte er immer Gelegenheit genug, ihn bemerken zu lassen, was von den verschiedenen Gegenständen, die er vor sich sah, zusammen gehörte und was nicht zusammen gehörte.

Wenn sie im Felde spazieren gingen, so suchten sie allerlei Kräuter und Pflanzen, die sie mit sich zu Hause nahmen, und diejenigen, die sich ähnlich waren, aus dem verwirrten Haufen heraus suchten, und zusammenlegten, bis endlich alles seinem angewiesenen Platz erhalten hatte.

Frigens Aeltern wollten ihm zur Belohnung seines nunmehrigen guten Betragens ein Naturalien-Cabinettt kaufen. Stahlmann aber verbat es, und suchte es vielmehr so zu veranstalten, daß Frig sich selbst allmählig ein Naturalien-Cabinettt anlegen mußte, um auch auf diese Art zu lernen, das Zusammengehörige zusammenzulegen, und das Verwirrte zu ordnen.

Um nun aber seine Aufmerksamkeit auf alle Weise zu reizen, und ihm die große Wissenschaft des Eintheilens und Ordnen's, die er ihn lehrte, noch angenehmer zu machen, schaffte Stahlmann sieben Kupfertafeln an, wovon jede wieder eine Anzahl kleiner Kupfertafeln enthielt, die fast nichts mit einander gemein hatten, als daß sie auf einer Platte abgedruckt waren. Diese kleinen Kupfertafeln stellten allerlei ganz von einander verschiedene Gegenstände dar, die man nun ungeachtet

ihrer großen Verschiedenheit hier dicht neben einander erblickte.

Ob nun gleich diese Kupfertafeln zu einem andern Behuf verfertigt waren, so glaubte Stahlmann doch, sie könnten auch dazu dienen, seinen Zögling die große Kunst des Eintheilens und Ordneus, des Vergleichens und Unterscheidens, worauf die ganze Glückseligkeit des vernünftigen Menschen beruht, dadurch auf eine angenehme und spielende Art zu lehren. Dieß that er nun folgendermaßen:

Er nahm die erste Kupferplatte vor, auf welcher zufälliger Weise der Esel zu dem bunten Schauspiele den Anfang macht, dann folgen: ein lesender Knabe; ein schreibender Mann; ein pflügender Bauer; ein Hund und ein Fischer. Der Esel steht auf dem Erdboden; der Knabe liest in einem Buche an einen Baumstamm gelehnt; der Mann schreibt an einem Tisch, die Feder in der Hand; der Bauer treibt den Pflug mit der einen Hand und in der andern hält er die Peitsche; der Hund steht an einem Strauch; der Fischer senkt das Netz in den Teich. Hier ist also unter einander gemischt:

Lebendes und Lebloses

Esel	Erdboden
Knabe	Buch, Baumstamm
Mann	Feder, Tisch, Stuhl
Bauer	Pflug, Peitsche
Hund	Strauch
Fischer	Netz.

Das Lebende setzt das Leblose in Bewegung, oder:

Das Lebende — wirkt — auf das Leblose.

Der Esel — tritt — auf den Erdboden.

Der Knabe — lehnt sich — an den Baumstamm
und — hält in der Hand — das Buch.

Der Mann — sitzt — auf dem Stuhle am
Tische

und — schreibt auf das Papier mit der
Feder.

Der Bauer — treibt mit der Hand den Pflug
und — hält mit der andern — die Peitsche.

Der Hund — steht — am Strauch.

Der Fischer — senkt — das Netz in den Teich.

Das Lebende tritt auf das Leblose, es lehnt
sich daran, es steht daran, es hält es, es treibt es,
es senkt es nieder, und hebt es wieder empor.

Der Bauer wirkt auf die Pferde und treibt

sie, die Pferde wirken auf den Pflug, und ziehen ihn, der Pflug wirkt auf die Erde, und zerschneidet sie.

Die Hand des Mannes wirkt auf die Feder und führt sie, die Feder wirkt auf das Papier und bemahlt es mit Buchstaben.

Die Hand des Fischers senkt das Netz ein, und das Netz faßt die Fische auf. —

So pflanzt sich die Wirkung von dem Lebenden auf das Leblose und von diesem wieder auf das Lebende fort.

Fritz wird also zuerst einen großen Strich machen müssen zwischen

Lebend und Leblos.

Alles, was er noch bis jetzt in der Welt gesehen hat, und künftig sehen wird, muß er unter eine von diesen Benennungen bringen. — Er kann also die Welt füglich eintheilen, in die Lebende und leblose Welt. —

Nun wirkt zwar der Pflug auch in die Erde, und die Feder auf das Papier, ob sie gleich leblose

Dinge sind — Allein der erste Anstoß mußte doch erst durch ein lebendes Wesen geschehen.

Und wieder welsch ein Unterschied ist dazwischen: Das Pferd setzt den Pflug in Bewegung, und der Bauer setzt das Pferd in Bewegung.

Das Pferd geht vorwärts und zieht den Pflug, weil es von der Peitsche getrieben wird.

Den Bauer aber treibt nichts vorwärts, was noch hinter ihm wäre; ihn treiben bloß seine Gedanken, die in ihm sind —

Die Erde muß durch den Pflug erst aufgeschnitten werden, wenn sie den Samen, der in sie gestreuet wird, aufnehmen und Früchte tragen soll.

„Schnitte ich jetzt die Erde nicht auf, so würde sie mir keine Früchte tragen, und ich würde dereinst meinen Hunger nicht stillen können.“

Das ist der innere Gedanke, der den Bauer treibt, daß er mühsam mit der einen Hand den Pflug in die Erde drückt, indem er mit der Peitsche in der andern die Pferde vorwärts treibt — so weit denkt er in die Zukunft, indeß die Pferde bloß den gegenwärtigen Zwang fühlen, und den gegenwärtigen Schmerz fürch-

ten, den sie von der Peitsche erdulden müßten, wenn sie nicht vorwärts gingen.

Es gibt also in der lebenden Welt wieder einen großen Unterschied zwischen

vernünftig und unvernünftig,
zwischen
Mensch und Thier.

Der Bauer wirkt auf die Pferde als ein lebendes und vernünftiges Wesen; die Pferde auf den Pflug, als lebende, aber unvernünftige Wesen; der Pflug in die Erde als ein unvernünftiges und zugleich lebloses Wesen.

Der Bauer wirkt durch den Gedanken an das Zukünftige, das Pferd durch die Furcht vor Schlägen, der Pflug aber durch keines von beiden, sondern bloß von außen her angetrieben.

Und nun also welch ein neuer großer Unterschied in der

lebenden Welt

zwischen

Menschenwelt und Thierwelt

lesender Knabe. — Esel

schreibender Mann — Pferd

pflügender Bauer — Hund

Fischer — Fisch

In der Thierwelt bleibt alles immer so, wie es einmal von der Natur eingerichtet ist; die Bienen haben seit Jahrtausenden ihre Zellen, die Schwalben ihre Nester gebaut, und bauen sie noch immer fort, ohne in ihrer Kunst zurück oder vorwärts gekommen zu seyn.

Wie aber verändert sich alles in der Menschenwelt?

Der Mensch läßt die Natur nicht, wie sie ist, sondern schafft sie sich nach seinem Belieben um — Die Thiere lassen den Wald wie er ist, und legen sich dankbar in seinen Schatten; die Menschen zwingen den Wald mit der Art, ihnen zugleich Wohnung und Wärme zu geben, indem sie von den abgehauenen Baumstämmen Häuser bauen, die sie mit andern Baumstämmen wieder erwärmen.

Das Thier begnügt sich mit seinem Körper, und mit den Gliedmaßen, die ihm zu seinem nothwendigen Gebrauche gegeben sind — der Mensch sucht durch mancherlei von ihm selbst erfundene Werkzeuge seine Gliedmaßen zu verlängern oder zu

vervielfältigen, und auf die Weise seinem Körper gleichsam etwas zuzusetzen, indem er die Natur an seinem eigenen Körper nachahmt.

Sein Arm mit der hohlen Hand genügt ihm nicht zum Schöpfen, er ahmt ihn also durch den Löffel nach, womit er nun bequemer die Speisen zum Munde führt. —

Durch den eisernen Hammer ahmt er die Stärke seines Arms mit der geballten Faust nach; durch das spitzige Eisen die Schärfe seiner Nägel, und durch die Säge die Schärfe seiner Zähne.

Durch den Stuhl bildet er seine im Sitzen gebogenen Knie, durch den Tisch die Erhöhung seines Schooßes, wovon er zuerst Speise genoß, und durch die Bekleidung die Haut seines Körpers nach, die ihn nicht hinlänglich vor der Witterung schützte.

Die Vollkommenheit der Natur genügte also dem Menschen nicht, er wollte sie noch vollkommener machen, und gleichsam eine neue Schöpfung in der Schöpfung wieder hervorbringen.

Das ist ihm denn auch gelungen, und daraus ist nun eine Menge von Dingen in der Welt entstanden, welche die Natur für sich nie würde her-

vorgebracht haben, als Häuser, Uhren, Mühlen, Statuen, Gemälde, u. s. w.

Alle diese Dinge, sagt man, hat nicht die Natur, sondern der Fleiß des Menschen oder die Kunst hervorgebracht.

Fris mußte also aufs neue einen großen Strich machen, zwischen

Natur und Kunst;

denn alles, was er vor sich sieht, wird er immer unter eines von diesen beiden Benennungen bringen können. — Alles dasjenige, was die Kunst als ein Werk hervorbringt, ist eigentlich leblos — denn das Lebende hervorzubringen, hat sich die Natur selbst vorbehalten — Es wäre also aufs neue zu unterscheiden in der

leblosen Welt

zwischen

Naturwelt und Kunstwelt

Erdboden

Buch

Baumstamm

Pflug

Strauch Peitsche

Nez

Tisch

Stuhl

Feder

Die Kunst hat hier so eingegriffen, daß der Natur fast nichts übrig geblieben ist — denn selbst der Acker ist auch ein Werk der Kunst, oder des menschlichen Fleißes, weil die Natur von selbst keinen Acker hervorbringt, und so auch der Teich, welcher von Menschenhänden gegraben wird.

Die ganze Bekleidung des Knaben, des schreibenden Mannes, des Bauers und des Fischers muß zur Kunstwelt gerechnet werden, so auch die Riemen und das Sattelzeug der Pferde.

Nur auf der kleinen Kupferplatte, wo der Esel, und auf der, wo der Hund steht, sieht man die bloße Natur; auf den vier übrigen erblickt man allenthalben Natur mit Kunst vermischt.

Will man nun die Naturwelt für sich allein betrachten, so muß man die lebende Welt und den Menschen selbst, als ein bloßes Thier betrachtet, wieder dazu rechnen, und dann zerfällt sie, in die

lebende Naturwelt und leblose Natur-
welt.

Der Mensch und alle Thiere. Pflanzen, Metalle und
Steine.

Und will man die Kunstwelt wieder für sich
allein betrachten, so muß man den Menschen als
Künstler wieder mit dazu rechnen, alsdann zerfällt
sie ebenfalls in die

lebende Kunstwelt und leblose Kunst-
welt;

dazu gehören

dazu gehört

Alle Künstler und Hand-
werker oder Menschen, die
irgend eine Wissenschaft
durch Übung erlernt haben.

Alles dasjenige, was
diese Menschen durch
die Kunst hervorgebracht
haben.

Freilich werden sogar auch Thiere in die Kunst-
welt herüber gezogen, indem der Mensch sie zu sei-
nem besonderen Gebrauch abrichtet; und in so fern
gehören denn auch diese mit zur lebenden Kunstwelt.

Wir haben also erstlich eine große Gränz-
linie gezogen:

zwischen

dem Lebenden und Leblosen;

zweitens zwischen
dem Vernünftigen und Unvernünftigen,
Mensch und Thier;

drittens zwischen
Natur und Kunst;

viertens zwischen
lebender Natur und lebloser Natur,
lebender Kunst und lebloser Kunst.

Bei dem lesenden Knaben, schreibenden Mann, pflügenden Bauer, und das Netz einsenkenden Fischer sehe ich die Kunst in der Ausübung oder im Leben — Das Buch, die Feder, der Pflug, und das Netz sind bloß todte Werkzeuge, deren sich die lebende Kunst bedient; sie gehören also zu der leblosen, jene hingegen zu der lebenden oder thätigen Kunstwelt. —

Der Esel, der Hund und das Pferd gehören zu der lebenden, der Baumstamm und der Strauch aber zu der leblosen Naturwelt. —

Allein die vor den Pflug gespannten Pferde sind schon, gewissermaßen in die Kunstwelt mit hinübergezogen worden, so wie der gepflügte Erdboden.

*)

Man schlage aber den Pflug, und den Tisch und Stuhl in Stücken, so bleibt nichts, als Holz und Eisen übrig, und was vorher zur Kunstwelt gehörte, gehört nun wieder zur leblosen Naturwelt.

Man sieht also, daß die ganze Kunst nur in der Zusammensetzung besteht; denn sobald man das Zusammengesetzte wieder aus einander nimmt, so ist die bloße Natur wieder da.

Man sieht ferner, daß die Kunstwelt gegen die Naturwelt, im Grunde nur sehr klein und unbedeutend seyn muß, weil sie doch bloß Menschenwerk, und der Mensch eigentlich selbst nur ein Werk der Natur ist.

Was ist ein kleines Schiff gegen das große Weltmeer, was ein kleines Haus oder gar eine Stadt gegen viele Meilen lange Wälder und Wüsten.

Aber eben weil die Kunstwelt nun einmal der Menschen Werk ist, so lebt und webt er darin vom Morgen bis an den Abend, und sie liegt ihm oft mehr am Herzen, als die große schöne Natur, die er nicht gemacht hat.

Und welcher ein Unterschied und eine Stufenfolge findet wieder unter den Künsten selbst Statt?

Fischen — lesen
Pflügen — schreiben.

Das Netz ins Wasser senken, um Fische zu fangen —
Die Augen aufs Buch heften, um Gedanken zu fassen.

Den Pflug in die Erde drücken, um Furchen zu ziehen; die Feder in die Tinte einzutunken, und sie dann stärker oder schwächer aufs Papier zu drücken, um durch Töne Gedanken zu mahlen.

Welche auffallende Verschiedenheit von Beschäftigungen denkender und handelnder Wesen!

Der Körper bedarf Speise, um fortzudauern; darum sind Pflug und Netz.

Die Seele bedarf Gedanken — darum sind Buch und Feder —

Sie will ihre Gedanken mittheilen durch schreiben und durch das Lesen neue Gedanken sammeln.

Das gibt eine neue Gränzlinie in der Kunstwelt zwischen solchen Künsten, die mehr für den Geist, und solchen, die mehr für den Körper erfunden sind.

Für den Geist

lesen

schreiben

Für den Körper

pflügen

fischen

mahlen	backen
zeichnen	brauen
rechnen	schmieden
dichten	kochen u. f. w.

Jetzt wird es schon leichter fallen, die Gegenstände auf der folgenden Kupfertafel unter ihre Classe zu ordnen.

Die zweite Kupfertafel enthält folgende Gegenstände:

Ein Mädchen, die strickt; eine Rose; eine Kasse, die auf einem Kissen schläft; eine Frau in einem Lehnstuhl, die in einem Buche liest; und unten sind verschiedene krumme Linien angebracht, welche eine Abbildung der verschiedenen Bewegungen seyn sollen, die man beim Tanz macht.

Nur die Rose ist hier allein der Natur ganz getreu geblieben, in das Übrige hat sich schon die Kunst mit eingemischt.

Das Mädchen sitzt auf einem Stuhl und strickt — Eine sehr lobenswerthe Erfindung des menschlichen Fleisches, den Händen eine leichte Beschäftigung zu geben, die auch für Kinder nicht zu schwer ist, und wodurch sie doch gleichsam spielend etwas Nützliches hervorbringen.

Der zarte Faden, der vorher noch auf einen Knäuel gewunden war, wird nun auf mannigfaltige Weise in einander geschlagen, und bildet in seinem Gewebe die Gestalt des Fußes nach, den er bekleiden soll.

So weiß der Fleiß und die Kunst des Menschen sich alles anzupassen; die Wolle, die noch vor kurzem das Lamm bedeckte, muß jetzt, gefärbt und dicht in einander gewebt, dem Menschen zu einer noch weit bequemern Hülle dienen, als dem Lamm, dem sie entsprossen war.

Die festgewebte Haut der Thiere, die er getödtet hat, muß sich seinem Fuße anschmiegen, und seine Sohlen, indem er einhertritt, vor dem verletzenden Dorn und dem brennenden Sand schützen.

Und eben die Wolle, die ihn kleidet, bedeckt auch, in den festen Filz zusammengezwängt, sein Haupt vor Regen und Sonnenhitze, und ist zugleich die Zierde des Mannes.

Die zartgesponnene Hülle des Seidenwurms muß, aufs neue gewebt und gesponnen, auch die Hülle des Menschen werden, der sich die ganze Natur unterthan zu machen strebt, und in Gold und Seide gehüllt, als der König der Schöpfung einhertritt.

Die Rose, wie sie hier einsam steht, ist ein Bild der sich selbst gelassenen unverfälschten Natur, die der Mensch noch nicht nach seinen kleinlichen Bedürfnissen umgeschaffen hat. —

Der Anblick der reinen und unverfälschten Natur ist wohlthätig und erquickend — darum ist ein Spaziergang ins Freie, aus dem Gewühl der Stadt so angenehm. — Man sieht da so viele Dinge, die alle ohne des Menschen Zuthun da sind. Man ergetzt sich an der schönen Gestalt der Äste und Zweige auf den Bäumen; man findet an dem Anblick eines Blättchens Vergnügen, das vom Winde hin und her bewegt wird.

Es ist Pflicht für den Menschen, sich oft von der Betrachtung der Dinge, die mit Menschenhänden gemacht sind, zur Betrachtung derer, die nicht mit Menschenhänden gemacht sind, loszureißen. — Denn das erhebt die Seele wieder zu großen Empfindungen, die sonst durch die unzähligen kleinen Gegenstände der menschlichen Kunst erstickt werden.

Der volle Anblick des Himmels und der Erde, eines Baumes, der über uns rauscht, und einer Blume, die zu unsern Füßen emporblüht, ist mehr werth, als der Anblick aller Kunstwerke, Gemälde

und Statuen, die je die schöpferische Kunst des Menschen hervorgebracht hat.

Es scheint aber, als ob selbst die Natur einen gewissen Unterschied in der Hervorbringung ihrer Werke beobachtet habe, indem sie einige mehr zum Nutzen, und andere mehr zum Vergnügen gebildet zu haben scheint. — An dem, was weniger nützt, hat sie desto mehr Schönheit verschwendet, um uns gleichsam schadlos zu halten.

Der stärkende Halm, dessen körnichte Frucht uns nährt, prangt nicht mit solchen reizenden Farben, als die Rose, die uns bloß durch ihren Geruch erregt; und die Tulpe, welche sogar auch des Duftes entbehrt, hält uns durch ihre noch glänzenderen Farben schadlos. — Der Regenbogen, welcher das Auge erregt, ohne zu nützen, ist das Schönste, was die Natur im Einzelnen hervorbringt — er ist der Abglanz des Schönen, das durch den rund umher sich verbreitenden Lichtstrahl allenthalben auf dem Erdkreise zerstreut ist.

Die Natur macht also selbst einen Unterschied zwischen dem Schönen und Nützlichen; das Schöne ist gemeiniglich weniger nützlich, und das sehr Nützliche ist gemeiniglich weniger schön.

Diesen Unterschied hat auch der Mensch in den Künsten nachgeahmt, die deswegen in die schönen und nützlichen Künste zerfallen.

Zu den schönen Künsten rechnet man z. B. die Malerei, die Musik, die Bildhauerkunst u. s. w.

Zu den nützlichen z. B. die Maurerei, das Tuchweben, den Ackerbau, die Viehzucht u. s. w.

Man kann man aber weit leichter ohne Gemälde und Statuen, als ohne Obdach, Brot und Kleider sich behelfen.

Hat man aber Brot und Kleider und ein festes Obdach, so macht es einem auch Vergnügen, Gemälde und Statuen zu betrachten.

Dies mag noch zur Erklärung dienen vom Unterschiede zwischen dem Nützlichen und Schönen.

So gehört auch die Tanzkunst zu den schönen Künsten.

Das eigentlich nützliche oder nothwendige Gehen, beschreibt immer die kürzeste Linie von dem Orte, wo man weg geht, bis zu dem, wo man hin will, und also gemeiniglich gerade Linien; aber das nicht sowohl nützliche oder nothwendige, als vielmehr angenehme und ergebende Spazierengehen und Tanzen beschreibt lauter krumme Li-

nien — — denn es ist einem nicht darum zu thun, daß man an einen gewissen Ort bald hinkommen will, sondern man bewegt sich vielmehr, um sich zu bewegen.

Unten in der Kupferplatte sind einige der verschiedenen Wendungen vorgezeichnet, welche beim Tanzen gewöhnlich sind. Indem man sich fortbewegt, beschreibt man nämlich diese Linien, welche hier bezeichnet sind, auf den Fußboden.

Die Katze, welche auf dem Kissen ruht, ist schon mit in die häusliche Welt des Menschen hineingezogen — sie ist ein zahmes Thier. —

Dies soll uns auf den großen Unterschied aufmerksam machen, welcher zwischen den Thieren Statt findet, in so fern sie den Menschen scheuen, und in so fern sie sich zu ihm halten, sich von ihm füttern, zu seiner Arbeit, und zu seinem Vergnügen gebrauchen lassen, und gern bei ihm wohnen.

Manche Personen finden an Katzen ein großes Wohlgefallen, so daß sie dieselben auf alle Weise pflegen, und ihnen gütlich thun.

Diejenige, welche hier so sanft auf einem Kissen ruht, scheint eine glückliche Katze zu seyn, und mag vielleicht der Dame angehören, die gleich da-

neben auf einem Lehnsessel sitzt und in einem Buche liest.

Die Katze ist dem ungeachtet eines der grausamsten Raubthiere, welche die armen Mäuschen oft zu ihrer Lust noch lange quälen, ehe sie ihnen den Tod geben. — Allein der Mensch darf freilich des Umganges mit den Raubthieren sich so sehr nicht schämen, da er selbst vom Fleische der Thiere lebt, die er getödtet hat, und eines der ärgsten Raubthiere ist, die es nur auf Erden gibt: denn er begnügt sich nicht damit, nur auf eine Art Jagd zu machen, sondern vor ihm ist der Vogel in der Luft, und der Fisch im Wasser nicht sicher.

Aber das scheint nun freilich einmal die Ordnung der Dinge so mit sich zu bringen — daß eines das andere zerstört, und in sich verwandelt. So müssen selbst diejenigen, welche sich des Fleisches ganz enthalten, doch den Bau der Pflanzen zerstören, die ihnen Nahrung geben.

Aber aus der anscheinenden Zerstörung wächst wieder neues und besseres Leben hervor — doch davon ein andermal mehr!

Wir schreiten nun zur dritten Kupfertafel fort, wo wir eine weit größere Anzahl ganz verschiedener

Gegenstände, als auf den beiden vorhergehenden antreffen.

Ein Buch, eine Nase, ein Lamm, ein Pferd,
 Ein Schwein, ein Auge, ein Schwert, eine
 Kugel,
 Die Sonne, eine Schlange, eine Maus, eine
 Blume,
 Eine Brücke, Feuer, eine Gans, eine Spitze,
 Ein Floh, eine Wand, ein Brunnen, und noch
 eine Schlange.

Hier stellen wir unter einander :

Nase	Lamm	Sonne	Buch
Auge	Pferd	Feuer	Schwert
	Schwein	Blume	Kugel
	Schlange		Brücke
	Maus		Spitze
	Gans		Wand
	Floh		Brunnen

Welch eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen ist hier durch einander geworfen, die nichts mit einander gemein zu haben scheinen, und doch wie leicht ist eine Verbindung zwischen diesen allen —

Ich darf mir nur Auge und Nase an dem Antlitz eines Menschen denken, der, ein entblößtes Schwert in der Hand tragend, ein Pferd regiert, mit dem er über eine Brücke reitet, wo ein Schwein ihm unterläuft, u. s. w.

Die Sonne glänzt am Himmel, und bringt die Pflanzen zur Reife, die mit dem Wasser, das aus dem Brunnen geschöpft ist, nachdem man ein Stück Fleisch von einem Lamm oder einem Schwein hinzugethan hat, über dem Feuer gekocht werden.

Die Sonne erleuchtet den ganzen Erdkreis und wärmt ihn, und lockt aus der Erde die Blumen hervor, u. s. w.

Nase und Auge sind hier als Theile des menschlichen Körpers abge sondert dargestellt — — und sind nunmehr etwas Unförmliches und Unzweckmäßiges — sie gehören als Theile mit zur leblosen Natur — Leben und Bewegung kömmt erst durch den Zusammenhang der Theile — Die Nase zieht nicht für sich den Duft der Blumen ein, sondern alle Nerven des Körpers sollen auf eine angenehme Weise dadurch erschüttert werden; das Ohr faßt nicht für sich allein den Klang, noch das Auge für sich allein das Bild der schönen Natur

auf — sondern durch jeden Sinn, auf den von außen her gewirkt wird, theilt sich die Empfindung unvermerkt allen übrigen Sinnen mit — —

Aus der Thierwelt ist hier eine kleine Anzahl von Geschöpfen zusammengestellt, unter denen dennoch die bewundernswürdigste Mannigfaltigkeit herrscht. —

Zu den Thieren, deren sich der Mensch zu seinem Nutzen bedient, gehören:

Das Lamm, das Pferd, das Schwein und die Gans —

Wie viel geht von diesen Thieren nach ihrem Tode in die Kunstwelt über? — Haut, Wolle, Haar, Federn —

Leder, Tuch, Bürsten, Schreibfedern — Und nun was entsteht aus allen diesen wieder, und welche neue Verbindung kömmt hinein?

Schuhe, Stiefeln, Kleider, die mit Bürsten gebürstet werden.

Buchstaben, die mit Federn, die von der Gans genommen sind, geschrieben werden.

Geschriebene Bücher, die aus solchen Buchstaben bestehen.

Betten, die mit den dünnern Federn der Gans gestopft werden.

Bücher in Schweinsleder eingebunden. So ist die Kunst genöthigt, all ihren Stoff aus der Natur zu nehmen. —

Wer nun zum erstenmal Stiefeln, ein Kleid, eine Bürste, ein ausgestopftes Bett, und einen mit der Feder geschriebenen Brief, und zu gleicher Zeit ein Pferd, ein Lamm, ein Schwein und eine Gans vor sich erblickte, der würde sich schwerlich einbilden können, daß diese letztern lebenden Gegenstände einst der Stoff zu den erstern werden, die so erstaunlich davon verschieden sind.

Eine solche Gegeneinanderstellung aber lehrt, wie die Kunst in die Natur eingreift, indem sie dieselbe umarbeitet, und fast ihr ganzes Wesen verändert.

Das Schaf, das Schwein und die Gans werden dem Menschen in ihrem Leben nicht durch eigentliche Arbeiten nützlich — aber was für einen Gebrauch macht der Mensch nicht von dem Pferde! — wie vermehrt er durch dasselbe seine Macht und seine Stärke, indem er sich gleichsam mit ihm in ein Wesen verwandelt, sich auf die Weise die Schnel-

ligkeit und stärkere Anzahl seiner Füße zu eigen macht, und sich der Gliedmaßen des Pferdes bedient, als ob es die seinigen wären. —

Welche Dinge kann der Mensch nun vermittelst dieser Vermehrung seiner eigenen Stärke durch fremden Zusatz nicht ausrichten?

Er kann ein bewegliches Obdach um sich her bauen, daß ihn fast so gut, wie seine Wohnung, vor jeder Witterung schützt, und kann sich in dieser künstlichen Wohnung fortziehen lassen, so weit und wohin er will.

Was würden ihm aber diese beweglichen künstlichen Wohnungen ohne die Stärke des Rosses helfen?

Welche Bequemlichkeit verschafft es nun dem Menschen, daß er viele hundert Meilen reisen kann, ohne nur einen Fuß aufzuheben — daß er den Zweck erreichen kann, ohne die Mittel anzuwenden!

Das Schaf arbeitet zwar nicht für den Menschen, aber es thut noch mehr; es kleidet ihn mit seiner Wolle, und nährt ihn mit seiner Milch —

Der Mensch läßt sogar durch die Verdauungswerkzeuge anderer Thiere den gröbbern Stoff der

Pflanzen erst verfeinert, und in die gesündeste Nahrung für sich verwandelt werden. — Und statt, daß er den Stoff zur Leinwand unmittelbar aus dem Pflanzenreiche nimmt, so läßt er den Stoff zu seiner wärmern Bekleidung, erst aus dem Pflanzenreiche ins Thierreich übergehen, und auf der Haut der Lämmer zu Wolle wachsen, denen er sie nun mit Bequemlichkeit abnimmt, und zu seinem Gebrauche verarbeitet.

Damit nun aber der Mensch sich seiner Uebermacht nicht überhebe, so gibt es wieder einige Thiere, die ihm Schaden zufügen, und über die er nicht eigentlich Herr werden kann, als die Schlange, der Floh, und die Maus.

Aus der Kunstwelt sind nun auf dieser Kupferplatte folgende Gegenstände dargestellt:

Buch	Spitze
Schwert	Wand
Kugel	Brunnen
Brücke	

Durch die Wand schützt sich der Mensch gegen Regen und Wind, durch das Schwert mit

Spitze und Schneide vertheidigt er sich gegen feindliche Angriffe —

Durch die Brücke bahnt er sich einen bequemen Weg, worauf er trockenen Fußes über breite und schmale Flüsse geht, und nun statt eines Rahnes mit dem rollenden Wagen hinüber fährt.

Der hölzernen Kugel bedient er sich zum Spiel, um Kegel damit umzuwerfen, der eisernen im Kriege, um Menschen damit zu tödten.

Kugel und Schwert, Wölbung und Spitze, werden von dem Menschen zur Zerstörung gebildet. —

Er gräbt das Eisen mit unsäglicher Mühe aus dem Bauch der Erde, um Waffen davon zu schmieden, womit er seines gleichen tödtet. — Doch er bedient sich des Eisens auch auf eine edlere Art, um den Pflug, die Säge, die Art und die Schaufel zu bilden. — Den Pflug, um Furchen in den Acker zu ziehen; die Schaufel, um das Erdreich im Garten zu umgraben; die Art, um die Bäume im Walde zu fällen; die Säge, um sie zu seinem Gebrauche zu zerschneiden.

Aus Holz, Kalk und Stein fügt er künstlich

*)

dichte Wände zusammen, die kein rauhes Lüftchen durchlassen.

Wenn es ihm an Wasser fehlt, so gräbt er in die Tiefe der Erde, bis es ihm entgegenquillt; Baumstämme höhlt er zu Röhren aus, und leitet das Wasser unter seinen Füßen, bis an den Ort hin, wo es ihm am bequemsten zu schöpfen ist.

So entstand eine der nützlichsten und wohlthätigsten Erfindungen des Menschen, der Brunnen.

Wenn wir nun gegen einander stellen

Wand, Brücke, Brunnen
und

Schwert, Spitze, Kugel

so entsteht in unserer Vorstellung der Gegensatz von

Krieg und Frieden

von

Vertheidigung und Ruhe.

Die Menschen sichern sich in Häusern zusammen; wenn ein Fluß ihre Wohnung trennt, so bahnen sie sich durch Brücken einen Weg zu einan-

der; sie graben Brunnen, aus denen sie gemeinschaftlich Wasser schöpfen —

Wand, Brücke, Brunnen
setzen die Menschen zusammen.

Schwert, Spitze, Kugel
trennen sie. —

Aus den Gegenständen, die hier aus der Kunstwelt dargestellt sind, ist nun noch übrig

das Buch.

Dies ist das vielumfassendste von allen.

Ein Buch ist ein großer und erhabener Gegenstand.

Es ist eine Erfindung des Menschen, die alles andere übertrifft —

Alles, was der Kopf des Menschen in sich faßt, das kann auch das Buch in sich fassen. —

Das Buch ist ein Abdruck des menschlichen Geistes — denn es ist eine Darstellung seiner Gedanken durch Worte. —

Das Buch kann mit keinem andern Gegenstande aus der Kunstwelt in Vergleichung gebracht

werden — es steht einzig und für sich allein da — denn es kann alle Gegenstände aus der Natur- und Kunstwelt in sich fassen.

Um ein Buch zu schreiben, mußte der Mensch erst die große Kunst erfinden, Töne zu mahlen —

Er mußte also unsichtbare Gegenstände, wie die Töne sind, durch sichtbare Zeichen, wie die Buchstaben sind, vor das Auge zu bringen suchen.

Welche erstaunliche Dinge hat der Mensch durch diese große Erfindung ausgerichtet! — Welch eine neue Verbindung ist dadurch unter den Menschen, die auf dem ganzen Erdkreis zerstreut sind, entstanden!

Der Mensch kann seine Worte, die sonst nur den Ohren vernehmlich waren, mittelst der Buchstaben, die er auf Papier mahlt, dem, der mehr als tausend Meilen weit von ihm entfernt ist, vor das Auge bringen.

Seine Stimme schallt auf die Weise über Meer, und Berg und Thal. — Der Europäer schließt seine Geschäfte mit den Einwohnern von Amerika, als ob er zwischen seinen eigenen Wänden mit ihm spräche. —

Weit von einander entfernte Länder und Königreiche schließen Bündnisse mit einander, wie einzelne Menschen, die in einer Stadt wohnen. — Handel und Gewerbe erstreckt sich über den ganzen Erdboden; Verschiedenheit des Himmelsstriches, der Gesichtsfarbe, Religion, Sitten, und Gebräuche, trennt die Menschen nicht mehr von einander. —

Daß nun Menschen über Meere und Länder sich mit einander besprechen und Unterhandlungen pflegen, Verträge schließen, Tausche treffen, und ihre gesellschaftlichen Angelegenheiten besorgen können;

Daß die Geschichte der Vorwelt mit allen ihren nützlichen Erfindungen, Künsten und Wissenschaften auf uns gekommen ist;

Daß der Mund der Gestorbenen noch immer zu uns redet, und wir die hinterlassenen Schätze ihres Geistes besitzen;

Daß wir wissen, was die Menschen, die tausend Jahre und länger vor uns lebten, Edles und Schönes gedacht und gethan haben;

Das verdanken wir alles den vierundzwanzig kleinen Figuren, die wir Buch-

staben nennen, und aus denen alle Bücher der Welt zusammen gesetzt sind.

Vergleichen Dinge, die an sich so groß, so erhaben und so wundervoll sind, werden uns durch den öftern Gebrauch so alltäglich und gewöhnlich, daß wir fast nichts mehr dabei denken, und die großen Vortheile, die uns daraus erwachsen, nicht mehr so lebhaft empfinden, wie wir es sollten.

Was für ein Verdienst um das menschliche Geschlecht hat der nicht, der zuerst diese vierundzwanzig kleinen Figuren erfand, wodurch alle Wissenschaften, alle menschlichen Begebenheiten, alle Dinge, die am Himmel und auf Erden sind, in dem kleinen Umfange eines Buches dergestalt reden können!

Und welch ein Verdienst hat nicht wieder derjenige, der die Kunst erfand, diese Buchstaben (die von den huchenen Stäben, worin sie zuerst geschnitten wurden, ihren Namen führen) in Metall zu gießen, wo man sie nun, wenn von jedem Buchstaben eine hinlängliche Anzahl gegossen ist, die in besondern Kästchen liegen, nach Gefallen neben einander setzen und Wörter daraus bilden kann, die nun, wenn die Fläche der zusammen-

gesezten Buchstaben mit schwarzer Farbe bestrichen ist, zu unzähligenmalen auf weisses Papier abgedruckt, und vervielfältigt werden können.

Eine ganze Seite also, die sonst jedesmal Wort für Wort mußte abgeschrieben werden, steht nun, wenn die kleinen metallenen Figuren einmal zu Worten zusammengesetzt sind, in weniger als einer Minute, auf dem Papier da — und zwar mit weit mehr Schönheit und Ordnung, als wenn die Worte geschrieben wären — denn wenn man etwas, das sehr schön geschrieben ist, bezeichnen will, so sagt man: es ist geschrieben, als ob es gedruckt wäre.

Hierdurch wird es nun möglich gemacht, daß die Gedanken eines einzigen Menschen in kurzer Zeit und mit leichter Mühe, unter vielen tausend Menschen verbreitet werden können —

Die Erlernung aller Wissenschaften wird dadurch erleichtert und allgemeiner gemacht —

Und die Seelen der Menschen können sich nun, in jeder Entfernung, durch die Bücher mit einander unterreden und sich unter einander belehren; ja durch die Bücher können sogar die Todten um ihre Meinung befragt werden —

Wie denn der Verfasser des Buchs, das in einer der Kupferplatten steht, mit Namen Horatius Flaccus, schon vor mehr als tausend Jahren gestorben ist, und dennoch jetzt den Menschen, die ihn lesen, die Weisheit des Lebens lehrt; so daß einer unserer Dichter, der erst vor kurzem gestorben ist, ihn

seinen Freund, seinen Lehrer und
seinen Begleiter

nannte, weil er die Schriften desselben, die in lateinischer Sprache verfaßt sind, zu seiner Lieblingslectüre gemacht hatte.

Zu der Zeit, da Horaz in Rom lebte, war die Buchdruckerei noch nicht erfunden, sondern die Bücher mußten mühsam auf Pergament geschrieben werden; waren also viel kostbarer und seltener, als zu unsern Zeiten.

Dasselbe Buch also, welches lange vorher geschrieben wurde, ehe man noch an Buchdruckereien dachte, ist jetzt durch die Buchdruckerei, die erst seit ein Paar hundert Jahren erfunden ist, weit mehr vervielfältigt und verbreitet, als es bei seiner Entstehung war.

Fast in allen Schulen von ganz Europa werden die Schriften des Horaz gelesen und erklärt, und aus der lateinischen in jede Landessprache übersetzt. Jeder Mensch, der es zu seinem Geschäftemacht, seinen Geist zu bilden, sucht auch den Horaz verstehen zu lernen.

So wirkt also durch diese vierundzwanzig kleinen Figuren, die entweder geschrieben oder gedruckt sind, der Geist des Menschen noch nach seinem Tode auf die kommenden Geschlechter fort —

Wenn wir in dieser Rücksicht ein Buch als eine Erfindung des menschlichen Geistes betrachten, so muß es uns ein erhabener, ein ehrwürdiger Anblick seyn.

Der Weg, der jetzt einem Buche bei seiner Entstehung vorgeschrieben wird, ist folgender:

Aus den Händen des Schriftstellers, der es schreibt, wandert es in die Werkstätte des Buchdruckers, der es druckt; von da in den Laden des Buchhändlers, der es verkauft; alsdann wieder in die Werkstätte des Buchbinders, der für seinen äußern Schmuck sorgt, und von da in die Studierstube des Gelehrten, der sich daraus neue Kenntnisse sammelt, oder in die

Bibliothek des Mannes von Geschäften, bei dem das Lesen nur Nebensache ist.

Durch die Hervorbringung, den Vertrieb und die äußere Verzierung des Buches werden also schon eine große Anzahl von Menschen in Bewegung gesetzt.

Wie weit mehr aber durch das Lesen der Bücher — der ganze gelehrte Stand lebt und weht zum Theil in der Bücherwelt. — Der Arzt, der Rechtsgelehrte, der Religionslehrer, der Philosoph, ziehen alle ihre ersten Kenntnisse aus Büchern; hernach nehmen sie die Erfahrung zu Hilfe.

Die Bücher machen einen so großen Theil der menschlichen Dinge aus, daß man sie beinahe nicht als eine untergeordnete Classe von Dingen in der Kunstwelt betrachten kann, sondern sich außer der großen Natur- und Kunstwelt, noch eine

Bücherwelt

denken muß.

Denn die Bücher sind gleichsam eine Welt außer den Menschen geworden, die nicht in ihm, sondern worin er lebt — weil kein menschlicher

Kopf das mehr zusammenfassen kann, was die Blic-
her, die in der Welt sind, enthalten.

Daher kömmt es, daß ein jeder sich nur ein
gewisses Fach der Gelehrsamkeit wählt, worauf er
vorzüglich seine Aufmerksamkeit richtet —

Die Gelehrten sind also entweder Geschicht-
schreiber, Naturforscher, Mathemati-
ker, Sprachkundige u. s. w.

Alles dieß und weit mehr ist noch immer un-
ter dem Begriffe Buch enthalten —

Wir schreiten nun zu der vierten Kupfertafel
fort, die folgende Gegenstände enthält:

Fisch	Helm	Vogel
Adler	Schild	Kreuz
Storch	Bogen	Thurm
Affe	Köcher	Schlüssel
Frosch	Hund	Schaf
Schwanz	Baum	Schiff
Stern	Ohr	Tod
Mond	Fuchs	

Auf dieser Kupfertafel befinden sich diesmal
mehr Gegenstände aus der Natur als aus der
Kunstwelt.

Aus der Kunstwelt sind nur

Fisch	Haus
Helm	Kreuz
Schild	Thurm
Bogen	Schlüssel
Köcher	Schiff

Aus der Naturwelt sind:

Abler	Mond
Storch	Baum
Affe	Ohr
Frosch	Fuchs
Schwanz	Vogel
Stern	Schaf.

Zuletzt zeigt sich ein menschliches Todtengerippe, welches wieder zu der zerstörten Naturwelt gehört. —

Aus der zerstörten Naturwelt entsteht sonst eigentlich durch die Umarbeitung des Menschen die Kunstwelt, als

Fisch, Haus, Kreuz, Schiff. —

Die Natur bringt von selbst weder Fisch, noch

Haus, noch Kreuz, noch Schiff hervor — sondern sie bildet den Baum mit seinem Stamm, seinen Aesten, Zweigen und Blättern —

Welch ein Unterschied ist zwischen diesem schöngebildeten Baum, und dem Hause, das mit Fenstern, Thüren, Treppen und Schornsteinen versehen, auf der Kupfertafel gleich darneben steht!

So auch zwischen dem Tische, der oberwärts steht, und dem Schiffe, das unterwärts die Fluth durchschneidet!

Ein Baum, ein Tisch, ein Haus, ein Schiff — welche ganz von einander verschiedene Dinge, in ihrer Gestalt und Form, und doch so ähnlich in der Materie, woraus sie gemacht sind.

Die Kunst muß die Natur zerstören, ehe sie ihre neue Bildung anfangen kann. — Dem Baume müssen seine Aeste mit allen ihren Zweigen und Blättern abgestreift, die Rinde, die seinen Stamm beschützt, genommen, und er muß von der Wurzel, die ihm Nahrung und Wachsthum gab, abgehauen, sein inneres wachsendes Leben muß in ihm getödtet werden — damit er sich als künstliches Gebälk zur Wohnung des Menschen füge, oder sich zur Wölbung des bauchigen Schiffes krümme, oder mit sei-

ner glatten, gehobelten Fläche dem Menschen zu einer bequemen Erhöhung diene, die ihm seine Arbeit und den Genuß der Speise erleichtert.

Haus und Schiff
Erde und Meer.

Ein Schiff, ein schwimmendes Haus — worin der Mensch von einem Welttheile zum andern reisen, und alle Bequemlichkeit des Lebens mit sich führen kann, als ob er auf dem festen Lande wohnte —

Ein Gebäude, das mit seinem starken und fest in einander gefügten Gebälk der Gewalt des Sturmwindes und der Wellen widersteht; das mit Flügeln von Leinwand versehen, die denn ein günstiger Wind aufschwellt, mit seinem zugespitzten Schnabel, durch das Steuerruder gelenkt, die Fluth durchschneidet, und mit Behendigkeit sich wenden läßt, um vermittelst der Segel den Wind, von der Seite, wo er am günstigsten ist, aufzufangen.

Ein bewegliches, durch die Kunst des Menschen gleichsam beseeltes Haus — eine bequeme Herberge, die der Mensch auf jahrelangen Reisen beständig mit sich führt —

Eine Anzahl mehrerer solcher Schiffe heißt eine Flotte, und ist gleichsam eine schwimmende Stadt —

Das bodenlose Meer wird zum Schauplatz des Krieges, der Zerstörung und des Verderbens gemacht — zwei feindliche Heere rücken in schwimmenden Bollwerken, mit Geschütz besetzt, gegen einander — Am hohen Mastbaum weht die Flagge — Der Donner des Geschützes beginnt — Die Gegenstände hüllen sich in Dampf und Nebel — Das Meer wird mit Blut gefärbt —

Aber das Schiff des betriebsamen Kaufmanns führt auch aus den entferntesten Welttheilen tausend Bequemlichkeiten des Lebens herzu, die wir jetzt täglich genießen, und die uns sonst kaum den Namen nach bekannt seyn würden.

Die stehenden Häuser in den Städten haben einen großen Theil ihres innern Schmucks den schwimmenden Häusern auf dem Meere zu danken.

Das stehende Haus ist ein großes Werk des Menschen, worin er sich gleichsam selbst übertroffen hat, indem eine solche Masse, die sich gleich einem Berge emporhebt, das Verhältniß seiner körperlichen Größe so weit übersteigt —

Aber das schwimmende Haus auf dem Meere ist ein noch weit größeres und erhabeneres Werk des Menschen — weil er sich dadurch gewissermaßen die Natur unterthänig macht, und das unergründliche Meer in festes Land verwandelt, das er nach Gefallen bereisen kann —

Indessen kommt es bey dem stehenden Hause mehr auf Pracht und Schönheit an, als bei dem schwimmenden Hause, das doch immer nur eine Herberge, und keine bleibende Wohnung ist, wobei es mehr auf den Gebrauch als auf das in die Augen fallende ankömmt.

Auch sind die stehenden Gebäude nicht so sehr dem Zufall unterworfen, der sie zerstören kann, als die schwimmenden — sie sind mehr auf die Dauer — und der menschliche Geist sucht sich durch die Darstellung des Edlen und Schönen in ihm, zu verewigen, und sich ein bleibendes Denkmal zu stiften.

Das Haus, welches hier auf der Kupfertafel dargestellt ist, gewährt einen weit schönern Anblick, als das Schiff —

Bei dem Schiffe bemerkt man die Verhält-

nisse der Theile gegen einander nicht mit so leichter Mühe, als bei dem Hause.

Das Haus ist, durch die Thür, in zwei gleiche Hälften getheilt, und jede Hälfte hat wieder ihre Nebenabtheilungen —

In dem Hause sind zwei Reihen Wohnungen über einander, welche durch die über einander stehenden Fenster bezeichnet werden.

Die Fenster in den Wohnungen an der Erde haben kleine zugespitzte Giebel; die obern nicht —

Man bemerkt übrigens an dem Hause drei Abtheilungen; die untere, die obere und das Dach, wodurch das Ganze oben einen schönen Schluß erhält —

Wenn die Wand des Hauses ohne Unterbrechung durch Fenster und Thüren, und ohne die Abtheilung, welche zwischen dem untern und obern Stock gemacht ist, in einem fort ginge; oder wenn die Fenster in derselben statt ihrer zierlichen Einfassung, und wohl proportionirten Größe, unförmliche Löcher wären, so würde das Vergnügen, welches der Anblick dieses Gebäudes gewährt, wegfallen, man würde eine große Stein- oder Felsenwand,

aber kein durch die menschliche Kunst hervorgebrachtes, wohl geordnetes Ganzes zu sehen glauben.

Eine Mauer oder Wand, die gerade in die Höhe steht, ohne oben eine Einfassung oder einen Schluß zu haben, macht einen unangenehmen Anblick; denn sie könnte unaufhörlich so fortgehen — man denkt sich kein Ganzes, nichts Vollendetes darunter.

Sobald sie aber oben eine Art von Kranz oder Einfassung hat, gibt sie gleich einen weit schöneren Anblick — eben so wie eines von diesen Fenstern, welches ohne die Einfassung umher ebenfalls keine ordentlichen Gränzen hätte, wodurch es aus der umgebenden Masse herausgehoben, und für sich als ein Ganzes dargestellt würde.

Darin besteht eigentlich das Wesen des Schönen, daß etwas aus der Masse der übrigen Dinge herausgehoben, gleichsam um sein selbst willen, mit Fleiß und Sorgfalt bearbeitet, Bildung und Form erhält.

Daher liebt der Mensch auch bey dem Schönen die Einfassung so sehr, wodurch er es gleichsam von den übrigen Dingen, unter denen es

sich sonst verlieren könnte, absondert, um den eigenen innern Werth desselben zu bemerken. —

So bekommen Gemälde und Spiegel einen Rahmen. —

Zuweilen wird schon die bloße Einfassung ein Zeichen der Verschönerung und Veredlung, wie bei den Ringen und der Krone, wo die letztere ein Haupt, das über andere herrscht, durch die kostbare Einfassung gleichsam aus der Menge der übrigen heraushebt, und es gewissermaßen als geheiligt, und mit einer hohen Würde der Menschheit begabt, darstellt.

Es ist daher in der Natur der menschlichen Seele gegründet, daß die Könige Kronen tragen.

Um nun wieder auf das Haus zurückzukommen, so ist der obere etwas hervorragende Theil unter dem Dache gleichsam auch der Kranz oder die Krone desselben, wodurch es seinen letzten Schluß erhält — Das Dach ist gleichsam auch eine Zugabe oder Aufsatz zu diesem Kranze, der nicht so sehr ins Auge fallen muß, wenn er nicht das schöne Verhältniß des Ganzen stören soll —

Bei schön gebauten Häusern ist daher das Dach auch immer so viel als möglich versteckt —

Die Häuser mit hohen spitzen Dächern, machen einen sehr widrigen Anblick — sie sehen großen Bergmassen ähnlicher als Häusern —

Unter dem Brunnen steht ein Kreuz — eine der aller einfachsten Zusammensetzungen — ein Stück Holz in die Länge, und das andere quer darüber gelegt, macht den ganzen Bau aus —

Die Figur des Kreuzes ist den Christen ehrwürdig — sie pflanzen es auf ihre Grabhügel, stellen es auf ihre Altäre, und tragen es als einen Schmuck oder ein Ehrenzeichen von Gold oder anderer kostbarer Materie an ihrer Brust.

Weil der Stifter der christlichen Religion am Kreuze starb — so haben die Bekenner seiner Lehre sich dieser Figur zum Zeichen ihres Bekenntnisses bedient —

Wie aber der Mensch sehr leicht das Zeichen für die Sache selbst nimmt — so hat der Aberglaube das Kreuz angebetet, und also offenbare Abgötterei damit getrieben — der Begriff

Kreuz

erweckt eine große Menge von Begriffen, die durch den wunderbaren Zusammenhang der Dinge mit ihnen verwandt geworden sind —

Man denkt sich dabei:

Mönch,	Kloster,	Papst,
Altar,	Kirche,	Abendmahl,
Taufe,	Beicht,	Priester,
Bibel,	Evangelium,	Kanzel.
Messgewand,	Paternoster,	Weihnachten,
Ostern,	Pfingsten,	u. s. w.

Hier ist eine neue Welt von Begriffen, die sich vor unsern Blicken enthüllt — Dieß sind die religiösen Begriffe —

Religiöse Begriffe.

Diese können weder unter den Begriff der Naturwelt noch der Kunstwelt gebracht werden —

Sie machen eine ganz eigene Classe von Ideen aus — die mit den übrigen in wenig oder gar keiner Verbindung stehen —

Taufe,	Beicht,	Evangelium, —
Brunnen,	Lamm,	Haus. —

Was für erstaunlich von einander verschiedene Begriffe, wovon die erstern drei aus der religiösen, und die letztern drei aus der Natur- und Kunstwelt sind.

Und doch werden die Gegenstände aus der Natur und Kunst in die Welt der religiösen Begriffe zum Theil hinüber gezogen, und mit den letztern gleichsam überkleidet —

Als der Baum des Erkenntnisses des Guten und Bösen, der im Paradiese stand, und wovon den ersten Menschen zu essen verboten ward —

Das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt —

In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, indem Jesus von dem Himmel und den Wohnplätzen der Seligen redet —

Oft verändern auch die Begriffe aus der Kunstwelt, wenn sie mit den Begriffen aus der religiösen Welt überkleidet werden, ihre Namen — so heißt ein Haus, worin Menschen einsam leben, um durch bloßes Beten Gott zu ehren, ein Kloster; und ein Haus, wo viele Menschen gemeinschaftlich zusammenkommen, um Gott durch Gebet und fromme Gedanken zu verehren, eine Kirche.

Ein Tisch, von welchem das Abendmahl genossen wird, heißt ein Altar, u. s. w.

Selbst in die Eintheilung der Zeit, die sonst die Natur selbst durch Sonnenaufgang und Untergang, durch die Mondeswechsel, und die Veränderung der Jahreszeiten macht, greifen die religiösen Begriffe ein.

Unsere Jahrzahl fängt von der Geburt des Stifters unserer Religion an. — Die wichtigsten Begebenheiten, welche sich mit ihm ereignet haben, werden durch Feste, wo man einige Tage von der Arbeit ruht, von uns gefeiert — und durch eben diese Feste werden in den Köpfen der meisten Menschen die wichtigsten Einschnitte in den großen Zeitraum gemacht, welchen wir ein Jahr nennen.

Man sagt:

Ostermesse, Michaelismesse,
Weihnachtsmarkt, Pfingstochsen,

und setzt also Begriffe aus der religiösen, und Begriffe aus der Kunst- und Naturwelt, auf die sonderbarste Art zusammen.

Ein Markt und die Auferstehung Christi.

Ein Markt und die Überwindung des Drachen
durch den Erzengel Michael.

Ein Markt und die Geburt Christi.

Ein gemästeter Ochs und die Sendung des
heiligen Geistes.

Es ist ein Wunder, daß die menschlichen Be-
griffe in den Köpfen nicht ein Chaos werden, und
sich noch immer so wieder aus einander heraus finden—
da sie auf eine so höchst seltsame Art unter einan-
der gemischt sind —

Tisch, Haus, Kreuz, Schiff,

sind Gegenstände, wozu der Stoff größtentheils
aus dem Pflanzenreiche genommen ist, in welchem
der Mensch erst die Natur zerstören muß, um aus
dieser Zerstörung eine neue Welt von Gegenstän-
den hervorgehen zu lassen.

Die übrigen Gegenstände aus der Kunstwelt
auf dieser Kupfertafel sind

Helm, Schild, Bogen, Köcher, Speiß,
Thurm, Schlüssel —

Der Stoff zu diesen Gegenständen ist größtent-
heils aus einem andern Reiche der Natur genom-

men, das man das Mineralreich nennt, und wo der Mensch eigentlich nicht zerstören darf, indem er hervorbringt, weil dasjenige, dem er durch die Kunst Bildung und Form gibt, vorher noch eigentlich gar keine Bildung und Form gehabt hat.

Die Steine, aus denen der stumpfe Thurm aufgebaut ist, waren im Steinbruche ganz unförmlich, da sie jetzt durch die Zusammensetzung einige Form erhalten haben.

Der Schlüssel ist eine neue Bildung des Menschen, aus einem Stoffe, dem die Natur vorher gar keine bestimmte Gestalt und Bildung gegeben hatte.

Das Pflanzenreich gibt dem Menschen Nahrung und Kleidung —

Das Thierreich gibt dem Menschen Nahrung und Kleidung —

Das Mineralreich gibt ihm trennende und zusammensügende Werkzeuge, Sicherheit, Vertheidigungsmittel —

Der Mensch zerstört das Thierreich und Pflanzenreich.

Das Mineralreich, welchem die Natur keine Bildung und Form gegeben hat, wird nicht von

Menschen zerstört, sondern es zerstört den Menschen, indem es zu seinem eigenen Verderben von ihm gebildet wird.

Wir wollen aus der vorigen Kupfertafel
Schwert, Kugel und Spitze eines
Pfeils

hierher ziehen, um diese Begriffe gegen Bogen, Köcher, Helm und Schild zu halten.

Stahl schützt gegen Stahl — Helm und Schild schützen Kopf und Brust gegen Schwert und Pfeil —

Aber weder gegen die Gewalt der zerschmetternden Bombe, noch der kleinsten Kugel von Blei, welche durch die Macht des angezündeten Pulvers aus dem tödtenden Rohre gejagt wird —

Darum halten Helm und Schild in unsern Tagen den Tod und die Zerstörung nicht mehr zurück, sondern sind als eine unnütze Last hinweggeworfen —

Die zerstörenden Werkzeuge haben über die schützenden die Obermacht gewonnen.

Mit der erhöhenden Kraft der Zerstörung hat die Beschützung nicht gleichen Schritt gehalten —

Der Bogen und Pfeil ist hinweggeworfen, und das tödtende Feueergewehr an seine Stelle getreten —

Helm und Schild ist auch hinweggeworfen, aber an seine Stelle ist nichts getreten.

Das Eisen rächt an den Menschen die zerstörte Thier- und Pflanzenwelt —

Die weiche Wolle des Schafes kleidet ihn —

Die Stämme des Baumes geben ihm Wohnung und beschützen ihn vor Wind und Regen —

Aber das Eisen, das er selbst zu seinem Verderben geschmiedet hat, zerschmettert und tödtet ihn --

Es ist das nützlichste und gefährlichste Werkzeug in der Hand des Menschen — Zerstörung bleibt immer sein vorzüglichster Zweck —

Durch die Art fällt der Baum, durch das Beil der Stier —

Durch die Säge wird die ganze Zusammensetzung des Brunnens zerstört —

Durch das Messer wird die ganze innere Zusammensetzung des Thieres aufgelöst, und aus ihren festesten Fugen gebracht —

Durch die Sense fallen Ähren —

Der Mensch zerstört durch das Eisen die Thier- und Pflanzenwelt — um eine neue Schöpfung von seiner eigenen Arbeit daraus hervorgehen zu lassen. —

Bald beneidet er sich unter einander diese neue von ihm selbst hervorgebrachte Schöpfung —

Daraus entsteht Krieg und Streit — Eben das, wodurch diese Schöpfung hervorgebracht wurde, zerstört sie wieder —

Die flühende Kugel verwandelt Palläste in Schutthaufen —

Die Spitze des Eisens kehrt sich gegen den Menschen selbst — und weil er damit die Ordnung der Natur zerstörte — so zerstört es ihn wieder.

Der Schlüssel

ist ein Bild des Eigenthums, das der Mensch unter sich eingeführt hat —

Er bauet ein Haus um sich her, wodurch er gleichsam einen Kreis um sich zieht, der ihn von allem absondert, was ihn in nähern oder entferntern Kreisen umgibt —

Das Haus hat eine Thür, die Thür hat einen Schlüssel —

Der Schlüssel endigt das Haus in seiner Zusammensetzung — er ist die letzte festeste Fuge desselben, wodurch man den Eingang in dasselbe nach Gefallen möglich und unmöglich machen kann —

Der Mensch kann auf die Weise mitten unter einer unzähligen Menge von Menschen die kostbarsten Dinge, zur Bequemlichkeit und Pracht, unangestastet um sich her liegen haben —

Der Reiche und Begüterte kann mitten unter einer unzähligen Menge armer, hungriger und nothleidender Menschen wohnen, ohne daß er sich im Genuß seiner Herrlichkeiten darf stören lassen, wenn etwa sein Herz eben so verschlossen ist, als seine Thür.

Er ist durch das mächtige Schloß sowohl als die Gesetze gegen Gewalt und Raub gesichert — und wenn er von seinem Überfluß gibt, so genießt er der Wonne des freiwilligen Gebens, und übt sich in den Empfindungen des sanften Wohlwollens und der Menschenliebe.

Der Schlüssel ist ein Bild des Habens, des Besizens — er macht, daß das Edlere von dem minder Edlen fest umschlossen, und vor jedem Angriffe gesichert wird.

Das Stärkere wird zur Umgebung und Umschließung des Schöneren und Edlern gebraucht —

Beim Schlüssel denkt man sich nothwendig Eigenthum —

Denn ein gemeinschaftliches Gut bedarf keiner Absonderung —

Was verschlossen ist, ist eigentlich nur für denjenigen da, in dessen Macht es, durch den Besitz des Schlüssels steht, die feste Umgebung hinwegzuräumen, für alle übrige Menschen ist es so gut, als ob es gar nicht da wäre.

Das heißt Eigenthum, Besitz —

Besizthum.

Durch den Besitz entsteht nun in der Welt Geiz, Verschwendung, Neid, Prozesse, Diebstahl, Raub —

Und durch den Besitz ganzer Länder entsteht Krieg, Mord und Blutvergießen —

Der Schlüssel trennt die Herzen der Menschen, wie ihre Häuser von einander —

Aber durch kleine runde Gold- und Silberstückchen werden sie wieder unter einander in Verbindung gebracht —

Der Mensch kann sich nicht leicht entschließen, sich von dem zu trennen, was er durch seinen eigenen Fleiß hervorgebracht hat, wenn er nicht einen hinlänglichen Ersatz dafür erhielte, den er nun wieder sein Eigenthum nennen kann, und wofür er wieder andere Bedürfnisse eintauschen kann —

Dieser Tausch der menschlichen Bedürfnisse würde unendlichen Schwierigkeiten unterworfen seyn, wenn ihn nicht die kleinen runden Gold- und Silberstückchen erleichterten, die ohne Mühe aus einer Hand in die andere gehen, und nach deren geringern oder größern Anzahl der Werth aller menschlichen Bedürfnisse einmal abgemessen ist. —

Weil aber nun eine große Anzahl dieser kleinen Gold- und Silberstückchen einen unvergleichbar kleinen Raum einnehmen können, als die Dinge, deren Besitz dadurch möglich gemacht wird, so wird auch dadurch das Haben sehr erleichtert, in dem einen den Werth aller der Dinge, die für das Geld können angeschafft werden, gleichsam unter seinem Schlosse hält — Dieß befördert den Geiz —

Und weil er auch bei der Ausgabe dieser Gold- und Silberstückchen nicht wirkliche Bequemlich-

keiten und Bedürfnisse gegen andere Bequemlichkeiten und Bedürfnisse umtauscht, so fühlt er den Verlust seines Eigenthums nicht so sehr — das befördert die Verschwendung.

Der Geizige vergift den Gebrauch der Sache über den Werth derselben, wonach sie abgemessen wird; der Verschwender vergift den Werth der Sache über ihren Genuß —

Der Geizige denkt sich das Geld ganz als die Sache selbst; der Verschwender bloß als Zeichen.

Weil nun der Geizige das Geld sich ganz als die Sache selbst denkt, so muß er freilich Bedenken tragen, es auszugeben, weil es ihm alsdann in ein bloßes Zeichen verwandelt scheinen würde, wonach der Werth eines Dinges abgemessen wird —

Und weil der Verschwender sich das Geld bloß als Zeichen denkt, so ist es sehr natürlich, daß er es sobald wie möglich in die Sache selbst zu verwandeln sucht, da der Besitz leerer Zeichen von Dingen für ihn keinen Werth hat —

Der Sparsame wird die Mittelstraße zwischen beiden halten — er wird dem Verschwender darin

folgen, daß er das Geld bloß für Zeichen beim Besitz hält — aber er wird dem Geizigen darin nachahmen, daß er das Geld bei der Ausgabe für eben so wichtig, als die Sache hält, die er dafür eintauscht —

Die Grundsätze des Verschwenders beim Besitz werden ihn zur Ausgabe des Geldes zwingen — aber die Grundsätze des Geizigen bei der Ausgabe werden seinem Gebrauch des Geldes die gehörigen Gränzen setzen.

Das Geld ist also eine Sache, deren wahrer Werth erst durch den vernünftigen Gebrauch des Menschen bestimmt wird, und wobei derselbe seine Vernunft zu üben Gelegenheit hat —

Nirgends fließen die Begriffe von Zeichen und Sache mehr in einander, als hier — nirgends ist die Gränzlinie zwischen beiden unmerklicher gezogen —

Daher erfordert es die größte Anstrengung der Seelenkräfte, das verwickelte Verhältniß von Sachen und Zeichen im Ganzen zu übersehen —

Die Wissenschaft, welche sich mit dieser Uebersicht beschäftigt, heißt Finanzwissenschaft —

Und weil nun der Schlüssel erfunden, und das Recht des Eigenthums herrscht —

Da die Gold- und Silberstückchen einmal das Triebrad aller menschlichen Gewerbe und Künste geworden sind — so ist auch jene Wissenschaft eine der nöthigsten und nützlichsten, ohne welche eine Verbindung von Menschen, die ein Staat genannt wird, nicht regiert und in Ordnung erhalten werden können.

Fabel.

Die Gegenstände aus der Naturwelt auf dieser Kupfertafel sind :

Abler,	Storch,	Affe,
Frosch,	Schwanz,	Stern,
Mond,	Baum,	Ohr,
Fuchs,	Vogel,	Schaf.

Der Adler fliegt der Sonne zu —

Der Storch verwechselt seinen Aufenthalt mit der Jahreszeit.

Der Affe ahmt die Stellung und Bewegung des Menschen nach —

Der Frosch sitzt im Sumpfe, und stimmt seinen
heisern Gesang an —

Der Fuchs schnappt mit List seine Beute hinweg —
Das Lamm läßt sich geduldig zur Schlachtbank
führen —

Welche mannigfaltig verschiedene Eigenschaften
der Thiere, die hier neben einander aufgestellt sind!

Ein jedes dieser Thiere hat etwas, das gleich-
sam seinen Charakter in der Thierwelt bestimmt —

Weil nun der Charakter bei den Thieren et-
was Bleibendes ist; weil der Fuchs seit undenkli-
chen Zeiten immer listig, der Wolf immer grausam,
das Schaf immer geduldig gewesen ist; so eröffnete
sich die Einbildungskraft des Menschen hier ein
neues Feld, wo sie ungehindert wirken konnte —

Weil man die auffallendsten Charaktere der
Thiere einmal kennt, so legte man diesen Thieren
Vernunft und Sprache bei, und setzte sie in eben
solche Beziehung und Verhältnisse unter und mit
einander, wie sie in der Menschenwelt Statt
finden, daraus entstand

Die Fabelwelt. —

Der Storch sollte z. B. mit dem Fuchs in

Verbindung gebracht, und die List des letztern auffallend gemacht werden, um zu zeigen, wie auch der Listigste zuweilen durch einen, wovon er es nicht gedacht hätte, überlistet werden kann.

Der hochbeinige Storch mit seinem langen Schnabel hat schon etwas Unbehülfliches in seinem Wesen, welches macht, daß die Begriffe von List und Behendigkeit bei ihm gar nicht haften wollen —

Selbst seine Gravität, mit der er einhertritt, fällt ins Komische — und sein ganzes Aeußere ist so beschaffen, daß man ihn schon von selbst als einen Gegenstand betrachtet, an dem der Wis sich üben, und ihn lächerlich machen kann.

Der Fuchs hingegen hat in seinem ganzen Aeußern schon etwas Behendes und Gewandtes, das gleich ins Auge fällt.

Die Fabel erhält also hierdurch schon eine gewisse Wahrscheinlichkeit, wenn sie von dem Fuchs erzählt, daß er den Storch zum Besten gehabt habe —

Der Fuchs ladet also den Storch ein, daß er bei ihm speisen soll — und setzt ihm eine Brühe in einer flachen Schale vor —

Der Storch mit seinem langen Schnabel macht hierbei eine lächerliche Figur — die Brühe ist für ihn so gut, als ob sie gar nicht da wäre, indes der Fuchs sie mit seiner Zunge behende ausleckt, und seinen Gast unaufhörlich zum Essen nöthigt.

Nach einiger Zeit bittet der Storch den Fuchs wieder zum Essen, und setzt ihm kleingebrockte Speisen in einer Bouteille mit einem sehr langen Halse vor —

Hier macht der Fuchs eine noch weit lächerlichere Figur, als vorher der Storch, indem er die Bouteille von außen beleckt, während der Storch mit seinem langen Schnabel einen Brocken nach dem andern herausholt —

Man freut sich über die wohlgewählte Rache — Und daß die List überlistet ist.

Man hat sich einmal schon gewöhnt, bei dem Fuchse die List zu denken — dieß hat zu den vielen kleinen Erdichtungen Veranlassung gegeben, die schon seit Aesops Zeiten von ihm unter den Menschen verbreitet sind —

Indem man dem Fuchs Vernunft und Sprache beilegt, so kömmt sein ganzes Neufere zu Statte

ten, um sich in ihm gleichsam die List und Verschlagenheit selbst zu denken. —

Indem man also diejenigen lächerlich machen wollte, die sich durch Schmeicheleien berücken lassen — so müßte im ganzen Thierreich, was den listigen Schmeichler betraf, die Wahl zuerst auf den Fuchs fallen —

Derjenige, der sich schmeicheln ließ, mußte eine Eigenschaft an sich haben, die von jedermann als das Gegentheil von schön und bewundernswürdig anerkannt war —

Niemand wird die Stimme des Raben, wenn er seinen krächzenden Gesang anstimmt, für schön und bewundernswürdig halten —

Diese ist also ein würdiger Gegenstand der hinterlistigen Schmeichelei des Fuchses —

Allein der Fuchs muß bei seiner Schmeichelei auch irgend einen Endzweck haben, sonst trägt sie nicht den Charakter der List —

Da der Rabe nun ein Raubthier ist, so denkt man sich ihn mit einer Beute, oder mit einem geraubten Käse, den er im Schnabel trägt —

Der Fuchs hat also nun einen besondern Endzweck

zweck, auf welchen er seine Schmeicheleien hinrichten kann —

Er muß auf ein Mittel denken, dem Raben seinen Schnabel zu öffnen, damit er den Käse herausfallen lasse. — Um also den Ehrgeiz des Raben rege zu machen, lobt er erst sein glänzendes Gefieder, wodurch er sich von allen Vögeln des Waldes auszeichnet, und fügt denn hinzu, wenn seine Stimme eben so vorzüglich wäre, so würde er der König unter den Vögeln seyn —

Die natürliche Folge davon war, daß der Rabe nun auch seine Stimme wollte hören lassen, um zu zeigen, daß sie seiner nicht unwürdig wäre —

Um dieß zu thun, eröffnete er den Schnabel, und ließ den Käse fallen — der Fuchs hatte nun seinen Zweck erreicht, und ging mit dem Käse davon —

Der Rabe ist überhaupt nicht übel gewählt, um ein eingebildetes, stolzes Wesen vorzustellen, weil er ebenfalls in seinem Gange und Stellung etwas Komischgravitatisches hat —

Ein sehr natürliches Bild der Aufgeblasenheit und des Stolzes aber ist der Frosch —

Durch die Verwandtschaft der Begriffe fällt

einem bei dem Aufblasen seiner Haut die Gemüthsart gewisser Leute ein, welche in allem größer scheinen wollen, als sie wirklich sind —

Er bläst sich auf, wie ein Frosch —

Diese Verwandtschaft der Begriffe ist vermuthlich die erste Veranlassung zur Entstehung einer kleinen sehr lehrreichen Fabel gewesen, wodurch der Stolz es andern, die mehr vermögen, gleich zu thun, in ein sehr lächerliches Licht gestellt wird —

Um dieß zu bewirken, mußte ein Thier gewählt werden, das den Frosch so auffallend wie möglich, an Größe übertrifft — Die Wahl des Fabeldichters fiel auf den Ochsen, sie hätten auch auf den Elephanten fallen können — aber es war weit wahrscheinlicher, daß der Frosch einen Ochsen, der auf der Wiese an einem Sumpfe weidete, als daß er einen Elephanten zu sehen bekam —

Es hätte auch statt des Ochsen ein Pferd gewählt werden können, aber es sollte hier nur bloß auf Größe und Dicke ankommen, die der Frosch einem andern Thier beneidete; bei dem Pferde fällt die eigentliche Größe und Dicke, wegen der Schönheit, und dem wohlgeordneten Ebenmaß seiner

Glieder, nicht so sehr in die Augen, als bei dem Ochsen —

Der Frosch verglich sich also mit dem Ochsen, und weil er in dieser Vergleichung etwas zu verlieren glaubte, so suchte er durch das Aufblasen seiner Haut den Mangel zu ersehen —

Um die Scene noch komischer zu machen, traut er sich selbst bei dieser Vergleichung nicht ganz, sondern fragt bei jeder wiederholten Anstrengung, womit er sich aufbläst, seine Zungen, die um ihn herstehen, ob er nun größer sey, als der Ochse?

Diese können ihm nie eine andere, als eine verneinende Antwort geben; und weil er sich immer noch stärker aufbläst, so muß er endlich vor Aufgeblasenheit bersten —

Diese erdichtete Scene aus der Thierwelt thut weit mehr Wirkung auf die Seele, als das wirkliche Beispiel eines einzelnen Menschen, der sich durch Stolz und dadurch, daß er des Mächtigeren gleich thun wollte, ins Verderben stürzte —

Jener bleibt immer der eine einzelne Mensch — es folgt aus einem Beispiele noch keine allgemeine Wahrheit; und dann wird auch die Aufmerksamkeit mehr auf die Geschichte, als auf die Lehre oder den

allgemeinen Satz gelenkt, der daraus gezogen werden soll —

Bei der Fabel hingegen weiß ich, daß die Erzählung, nur um der Wahrheit oder des Hauptgedankens willen, der darunter verborgen liegt, erdichtet ist —

Ich nehme an dem Schicksal eines Frosches und eines Ochsen nicht Antheil, wie an dem Schicksale eines Menschen: was ihm begegnet, interessiert mich nur in so fern es mir Stoff zum Nachdenken gibt. —

Daß ein Frosch vor Aufgeblasenheit berstet, erregt mein Mitleid nicht so sehr, als wenn in einem wirklichen Beispiele ein Mensch durch seinen lächerlichen Stolz sich am Ende ins Verderben stürzt — dann wird das Komische tragisch, hier bleibt es komisch —

Der Adler ist in der Fabelwelt der König unter den Vögeln — so wie der Löwe der König der Thiere —

Der Adler und der Löwe werden auch oft gewählt, wenn durch erdichtete Erzählungen aus der Thierwelt, Mißbrauch der Macht, Tyrannei und Unterdrückung soll dargestellt werden —

Man trägt sich vom Löwen und vom Adler mit manchen kleinen Geschichten von der Art —

Besonders ist eine kleine Fabel ihrem Erfinder vorzüglich gut gerathen, wodurch der Satz ins Licht gestellt werden soll, daß der Mächtige, der einen bösen Willen hat, und zugleich auch einen listigen Rathgeber erhält, auch dem Stärksten widerstehen kann —

Hier soll also gegen einander gestellt werden **M a c h t** und von ihr angegriffene **S t ä r k e** —

Mächtig ist der Adler, wenn er auf Raub ausgeht — aber das felsenste Haus der Schildkröte widersteht seinem Angriff —

Er trägt sie in seinen Klauen in die Luft empor, und sie beschwert ihn nur durch ihre Last, ohne ihm zu nützen — seine Macht reicht nicht hin, ihre Schale zu zerdrücken, ob er gleich den Willen dazu hat —

Die Schildkröte ist durch die Natur selbst gegen seinen Angriff gesichert —

Aber was geschieht? eine Krähe fliegt vorbei — und wird die Rathgeberin des Adlers —

Die List vereinigt sich mit der Macht, und der Untergang der armen Schildkröte ist gewiß —

Die listige Rathgeberinn bedingt sich einen Theil von der Beute aus, und sagt dem Adler, er solle die Schildkröte aus der Höhe herab auf einen harten Felsen fallen lassen, damit ihre Schale zerschmettert würde, und er dann seinen Raub mit Bequemlichkeit und Muße genießen könne.

Der Adler thut, was ihm die Krähe gerathen hatte — und es war nun um die Schildkröte gesehen —

Welch ein anschauliches Bild von Macht, List und Zerstörung gibt diese kleine Erdichtung! —

Adler — Krähe — Schildkröte —

sind drei Begriffe, welche hier in eine so natürliche und passende Beziehung auf einander gebracht werden, daß sogleich ein Bild das andere, eine Idee die andere erweckt, und man auf einmal einen Aufschluß über eine unzählige Menge einzelner Fälle im menschlichen Leben erhalten zu haben glaubt, die man nun alle unter diesem allgemeinen Sinnbild oder Gleichniß, das in der Fabel liegt, erkennt. — Es sammelt sich unter dem Begriffe, den die Fabel entwickelt, ohne daß wir es uns deutlich bewußt sind, eine Anzahl von Erinne-

rungen, Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Leben, die dadurch unter einen Hauptgesichtspunct gebracht werden, aus dem wir sie nun betrachten — das ist, was wir Aufschluß über eine Sache nennen —

Weil das Schaf eines der sanftesten Geschöpfe, und bei seiner Hinrichtung am geduldigsten ist, so denkt man sich unter demselben gern die leidende Unschuld, die von der tyrannischen Macht unterdrückt wird —

In dieser Rücksicht hat man in einer kleinen Fabel, die auch schon sehr alt ist, den Wolf und das Lamm neben einander gestellt —

Man wollte zeigen, wie die Unschuld von der Macht unterdrückt wird; und da man nun gerade den Wolf und das Lamm wählte, so machte sich die Fabel beinahe von selbst — wenn von Wolf und Lamm erzählt wird, daß sie zusammengekommen sind, so erwartet schon jedermann nichts anders, als daß das letztere von dem erstern wird leiden müssen.

Allein wenn die Gewalt gleich kein Bedenken trägt, ungerecht zu seyn, so will sie es doch wenigstens nicht scheinen, sondern sucht lieber irgend ei-

nen Vorwand aus der Luft zu greifen, wodurch sie sich zu ihrer That berechtigt glaubt —

Die Erdichtungskraft, welche ganz von einander verschiedene Dinge zusammensetzt, und sie wie eins betrachtet, nimmt die Werstellungskunst von dem Menschen und setzt sie noch zu der natürlichen Grausamkeit des Wolfes hinzu — so nimmt sie auch Vernunft und Sprache von dem Menschen und gibt sie dem Wolfe —

Daraus entsteht ein Wesen, das in der wirklichen Welt nicht Statt findet — ein Geschöpf der Einbildungskraft — ein redender und denkender Wolf —

Der Wolf muß sich, um einen Vorwand zu haben, von dem Lamm beleidigt glauben —

Der Fabeldichter muß hier sinnen, wie er dieß möglich und gewissermaßen wahrscheinlich macht —

In der Nähe kann das Lamm den Wolf nicht beleidigen; denn es wird ihm gewiß nicht von freien Stücken nahe kommen —

Es mußte ihn also in der Ferne beleidigt haben — dieß ist aber nur möglich, wenn etwas zwischen dem Wolf und dem Lamm ist, wodurch sie

auch, in einiger Entfernung von einander, mit einander in Verbindung kommen, oder in irgend einige Beziehung auf einander gebracht werden können —

Festes Land kann nicht wohl irgend eine Communication in der Entfernung unter ihnen hervorbringen; aber ein Fluß, ein Bach — aus welchem etwa beide trinken —

Wenn dieser Bach nun etwa von einer Höhe herabflöße, so konnte das Lamm etwa oben stehen, und das Wasser trüben, ehe es zu dem Wolf hinunterkömmt; dann hätte der Wolf einigen gerechten Vorwand, zornig auf das Lamm zu seyn —

Aber das Lamm stand ganz unten am Bache und trank, und der Wolf stand oben — und doch beschuldigte der Wolf das Lamm, es habe ihm das Wasser trübe gemacht.

Wie natürlich war nun die Vertheidigung des Lammes gegen diese Beschuldigung, daß das Wasser ja von ihm zu dem Wolfe in die Höhe fließen müsse, wenn das wahr seyn sollte, was der Wolf behauptete.

Da nun der Wolf hierauf nichts sagen konnte, so ergriff er schnell einen andern Vorwand, und

behauptete, das Lamm habe vor sechs Monaten übel von ihm gesprochen —

In der Geschwindigkeit hatte er das Alter des Lammes nicht recht in Erwägung gezogen, und das Lamm machte ihm den wichtigen Einwurf, daß es ja vor sechs Monaten noch nicht geboren gewesen sey.

„Nun so hat dein Vater doch übel von mir gesprochen,“ sagte der Wolf, und zerriß das Lamm —

Der Vorwand, unter welchem der Wolf das Lamm zerreißen will, wird immer schwächer und unbedeutender; daß es übel von ihm gesprochen haben sollte, war lange nicht eine solche Beleidigung, als wenn es das Wasser wirklich getrübt hätte; und daß sein Vater übel von dem Wolf gesprochen haben sollte, war wieder noch viel unbedeutender, als wenn es selbst von dem Wolf übel gesprochen hätte —

Dies war aber auch die Absicht des Fabeldichters: es sollte zuletzt nur gleichsam ein Schatten eines Vorwandes übrig bleiben, welcher der Macht immer noch hinlänglich genug war, um die Unschuld zu unterdrücken. —

Das war ungefähr der Plan des Fabeldichters, nach welchem er diese Fabel ausarbeitete.

Und da die erste Wahl aus der Thierwelt gehörig getroffen, und die erste Hauptbeziehung, mittelst des Baches erfunden war, so machte sich nun die Fabel gleichsam von selbst — die Bilder fügten sich in einander, und aus ihrer Zusammensetzung entstand ein kleines Ganzes, das die Seele nun auf einmal umfassen, und eine große Menge Begriffe aus dem menschlichen Leben darunter sammeln kann. —

So ungefähr, wie wir uns die Entstehung dieser Fabel denken, ging der menschliche Geist zu Werke, da er, nicht zufrieden mit der Natur- und Kunstwelt, sich auch eine eigene

erdichtete Ideenwelt

schuf.

Man kann also nun eine neue große Gränzlinie ziehen zwischen der

wirklichen Welt

und

Ideenwelt.

Die wirkliche Welt existirt zwar auch in der Idee des Menschen, aber die Ideenwelt unterscheidet

*)

det sich dadurch, daß sie außer der Idee des Menschen gar nicht da ist —

In diese Ideenwelt gehören nun alle Erzählungen von Hexen und Gespenstern; alle Feenmärchen; auch gehört die ganze Mythologie oder Götterlehre dahin, durch welche die Welt schon seit den ältesten Zeiten mit unzähligen neuen Wesen bevölkert worden ist, die außer der Einbildungskraft des Menschen nirgends waren.

Dahin gehörte Apollo, Mars, Minerva, Jupiter, und alle Götter und Göttinnen im Olymp —

Diese Wesen entstanden, indem man das Unpersönliche in der Welt persönlich, und es sich dadurch gewissermaßen gleich machen wollte —

So dachte man sich unter Jupiter die Luft und den Himmel — unter Neptun das Meer — und unter Pluto die Erde —

Diese ungeheueren Massen, Luft, Erde, Meer, waren für die spielende Einbildungskraft zu unbehülflich — man suchte sich ihre Darstellung zu erleichtern, indem man ihnen die Persönlichkeit mittheilte —

Nun konnte man mit ihnen reden, Gebete an

sie richten, ihnen Opfer bringen, und sie sich als höhere Wesen denken, weil man dem, was durch seinen Umfang und seine Größe den Menschen so klein macht, nun auch noch menschliche Vernunft und Gedanken dazu verlieh —

So schuf sich die Einbildungskraft Götter — —

Die Weisheit ist so etwas Vortreffliches an dem Menschen, daß man eine Begierde in sich empfindet, sie aus sich herauszudenken, um sie auch außer sich, als ein Wesen höherer Art, verehren zu können — man umkleidete diese allgemeinen Begriffe mit Persönlichkeit, gab ihnen einen Körper und einen Namen — so entstand Minerva, die Göttinn der Weisheit; Apollo, der Gott der Künste; Mars, der Gott des Krieges, u. s. w.

So wie der Mensch in der Kunstwelt eine neue Schöpfung durch Zusammensetzung von einander verschiedener wirklicher Dinge hervorbringt, so bringt er, da ihm dieß noch nicht genügt, in seinem eigenen Gehirn wieder eine andere Schöpfung hervor, die noch weit sonderbarer ist, als seine Umformungen der Steine zu menschlichen Gestalten, der Asche zu Glas u. s. w.

Er läßt Thiere reden; Luft, Erde und Meer

denken und handeln; einen Fluß sich selbst aus seiner Urne ausgießen, indem er ihm Persönlichkeit, das ist, einen Namen und einen Körper gibt —

S p r a c h e.

Dies führt uns auf einen neuen großen Unterschied zwischen

dem Menschen selbst

und

allem, was außer ihm ist —

Woher kommt es, daß der Mensch alles, was außer ihm ist, gleichsam in sich zu verwandeln, und ihm seine Natur, sein Wesen mitzutheilen sucht —

Weil er Persönlichkeit und Bewußtseyn hat, so ist er so geneigt, diese Eigenschaften auch den leblosen Dingen, die um ihn her sind, in seinen Gedanken mitzutheilen.

Und was ist wohl natürlicher, als diese Neigung, da der Mensch, bei allem, was er außer sich denkt, wenn er sich dessen bewußt seyn soll, nothwendig erst sich selbst denken muß —

Alle andern Vorstellungen, die er hat, müssen also durch die immerwährende Vorstellung von ihm selbst nothwendig erst durchgehen, und nehmen davon ihre Farbe und ihr Gepräge an. —

Darum drückt der Mensch der ganzen Natur, indem sie durch seine Vorstellung geht, gleichsam den Stämpel seines Daseyns auf —

Er bildet die unförmlichsten Gegenstände seinem Körper nach —

Der untere Theil eines Berges heißt ihm der Fuß, der obere Theil der Rücken desselben —

Und wenn die Einbildungskraft einmal erhist ist — so wird die ganze leblose Natur um ihn her belebt; sie verwebt sich inniger, stärker mit seinem Wesen — Berge hüpfen — Das Meer und die Erde freuet sich —

Auf die Weise hat nun auch der Mensch der leblosen Welt die Verschiedenheit seines Geschlechtes aufgedrückt, und sie sich als

Mann und Weib

gedacht, indem er das Leblose, so wie das Lebende gepaart hat, als:

Der Apfel — Die Birne

Der Hut — Die Mütze

Der Mund — Die Nase

Der Fuß — Die Hand

Der Stock — Die Ruthe

Der Stuhl — Die Bank

Der Haß — Die Liebe

Der Zorn — Die Sanftmuth

Der Wald — Die Wiese.

Was man sich also von den leblosen Dingen dem weiblichen Geschlecht ähnlicher denkt, das enthält in der teutschen Sprache den Artikel die, und was man sich dem männlichen Geschlecht näher denkt, den Artikel der — ein Wort von der erstern Art nennt man ein Femininum, und von der andern Art ein Masculinum —

Hierin stimmen nun aber die Sprachen nicht überein —

In der lateinischen Sprache denkt man sich oft irgend etwas Lebloses dem weiblichen Geschlechte ähnlicher, was man sich in der teutschen Sprache dem männlichen Geschlechte ähnlicher denkt —

Der Tisch z. B. ist im Teutschen ein Masculinum, mensa im Lateinischen hingegen ist ein Femininum, und würde wörtlich übersetzt die Tisch heißen — wie sehr nun die Vorstellungsart der Menschen hierin von einander abweicht, sieht man aus den Kupfertafeln, wo die Gegenstände alle mit den lateinischen Namen benannt sind, und von denen

allemal das rothe Blatt lauter Feminina, und das schwarze lauter Masculina enthält —

Durch diese Eintheilung, welche durch roth und schwarz bezeichnet ist, zerfallen also alle die Gegenstände in zwei Theile, nicht in Ansehung der Sachen, die sie darstellen, sondern in Ansehung der Namen, wodurch diese Sachen in lateinischer Sprache bezeichnet werden —

Der lateinische Name eines Dinges ist deswegen vorzüglich merkwürdig, weil eine und eben dieselbe Sache von mehreren Nationen, die sonst in den Sprachen ganz verschieden sind, mit diesem Namen zugleich benannt wird —

Die lateinische Sprache wird in Spanien, Frankreich, Italien, England, Holland, u. s. w. sowohl als in Deutschland in den Schulen gelehrt, wodurch sie zu einer Art von Universal-Sprache geworden ist, in welcher sich die Gelehrten der ganzen Welt einander verstehen —

Weil nun dieß einmal so ist, so wird auf die Erlernung der lateinischen Sprache in der Jugend der vorzüglichste Fleiß gewandt — und weil es nun im Lateinischen eben so seltsam klingt, wenn man z. B. sagen wollte, bonus mensa, als wenn im

Deutschen einer sagte: die gute Tisch, so sucht man beim Unterricht in der lateinischen Sprache vorzüglich mit den Unterschied zwischen Masculinum und Femininum recht einzuschärfen —

Dies ist nun auch eine Absicht bei diesen Kupfertafeln gewesen, indem der Unterschied zwischen schwarz und roth dem Gedächtniß hat zu Hülfe kommen sollen —

Weil uns aber die zu unserm Endzweck gehörigen Sachen selbst wichtiger gewesen sind, als die Namen, wodurch sie bezeichnet werden, so sind wir bis jetzt auf diesen Unterschied zwischen schwarz und roth noch nicht aufmerksam gewesen — indeß soll uns dieß auf einen andern wichtigen Unterschied führen, zwischen

den Dingen

und

ihren Benennungen.

Die Benennungen der Dinge machen wieder unter sich eine Welt von Verhältnissen und Beziehungen aus, die alle in dem Bau der Sprache gegründet sind, welche gleichsam ein Abdruck der ganzen Schöpfung ist —

Sache — Welt

Wort — Sprache.

So wie nun nicht das Stillstehende, sondern das Lebende und sich Bewegende, diese unaufhörliche Umwälzung und Kreislauf in den Dingen das eigentliche Wesen der Welt ausmacht —

So machen auch die Wörter, welche Leben und Bewegung anzeigen, als setzen, heben, steigen, fallen, tragen, haben, das eigentliche Wesen der Sprache aus — die ändern Worte, als Schlüssel, Haus, Thür, sind bloße Benennungen oder Namen von Dingen, welche erst durch die Leben und Bewegung anzeigenden Wörter in Verbindung gebracht werden müssen —

als der Schlüssel öffnet die Thür, und durch die Thür geht man in das Haus —

durch die Worte

öffnen, gehen, durch und in

kömmt erst Zusammensetzung, Verbindung und Beziehung in die Rede, die vorher aus bloßen Namen bestand, welche, wenn ihnen auch noch so viel hin-

zugesetzt wäre, doch kein Ganzes würden ausgemacht haben —

Schlüssel — Thurm — Haus —

Die ganze Sprache zerfällt also in

Wort und Namen

verbindende Bestandtheile, und Bestandtheile, die verbunden werden.

Im gewissen Verstande ist in den Sprachen alles Name, und nur ein einziges wirkliches Wort: das ist das Wort

ist,

welches die Welt unserer Begriffe schließt — und mit einer belebenden und ideenverbindenden Kraft, durch die ganze Sprache herrscht, wie der Geist des Menschen durch den Körper —

Die Wissenschaft, welche sich vorzüglich mit der Entwicklung dieser und ähnlicher Begriffe beschäftigt, heißt

die Sprachlehre.

Von den Gegenständen aus der Thier- und Kunstwelt, die auf der vierten Kupfertafel enthalten sind, wenden wir uns nun zu den großen Ge-

genständen, welche nicht zu einer besondern Abtheilung der Dinge in der Welt gezogen werden können, sondern die große Welt im Ganzen mit ausmachen, weil sie selbst ganze Weltkörper, wie unsere Erde sind —

M o n d — S t e r n e —

aus der vorigen Kupfertafel wollen wir die Sonne dazu nehmen — und in unsern Gedanken neben einander stellen:

S o n n e — M o n d — S t e r n e —

Welch eine neue Art von Gegenständen! wie verschieden von Bäumen, Pflanzen und Thieren!

Der Anblick der Sonne und des Mondes ist einzig in seiner Art —

So wie wir das bekannte Antlitz eines Freundes begrüßen, so begrüßen wir mit jedem Tage das Antlitz der Sonne, die immer jung und neu, und doch unverändert wieder empor steigt —

Die Sonne und der Mond sind das einzige in der Natur, alles andere ist mehrmal da —

Diese beiden großen Gegenstände der Betrachtung des Menschen bringen daher auch Einheit in das Mannigfaltige —

Sie schlagen durch ihr immerwährendes Auf- und Niedergehen gleichsam den Tact zu den großen Revolutionen, die sich auf diesem Erdenrund ereignen —

Sie geben den Menschen Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre —

Sie ordnen seine Vorstellungen von dem Lauf der Dinge —

Sie sind das stets sich Gleichbleibende mitten unter dem, was unaufhörlich abwechselt —

Alles, was der Mensch erlebt, knüpft er an diese großen immer wiederkehrenden Veränderungen in der Natur!

Sonnen - Auf - und Niedergang

Mondeswechsel —

Sommer — Winter — Frühling —

Herbst —

Damit entsteht zugleich das Bedürfnis der Zahl —

Was sich ganz gleich ist, und nicht verbunden da ist, wie alles dasjenige, was auf einander folgt, kann nur durch die Zahlen unterschieden werden —

Der Mensch zählt also von einem Voll-

mond bis zum andern zwölftmal — während der Zeit hat die Sonne zweimal Tag und Nacht gleich gemacht, und also den Herbst und den Frühling hervorgebracht — einmal hat sie durch ihre stärkste Annäherung den Sommer, und einmal durch ihre weiteste Entfernung den Winter verursacht —

Diese vier großen sichtbaren Einschnitte in den Lauf der menschlichen Dinge,

Frühling — Sommer — Herbst —
und Winter —

ordnen das Jahr, und die Geschäfte des Menschen — —

Während daß Kriege geführt und wieder Frieden geschlossen, Staaten und Provinzen zerstört, und andere wieder errichtet, Geschlechter untergehen und andere wieder geboren werden —

folgen Frühling, Sommer, Herbst und Winter immer in gleicher underrückter Ordnung auf einander, und nach jedem vollendeten Kreislauf macht der Mensch einen neuen großen Einschnitt in die Reihe seiner Vorstellungen von dem Lauf der Dinge, aus deren Anhäufung die Zahl der Jahre entsteht —

Diese immer wiederkehrenden größern und kleinern Einschnitte in den Lauf der Dinge, sind die Grundlage der Geschichte, und die festeste Stütze unsers Gedächtnisses, daß ohne dieses Hülfsmittel die Begriffe von dem auf einander folgenden auf mannigfaltige Art verwirren, und sie statt einer wohlgeordneten Reihe, welche wir schnell durchlaufen, und was wir wollen, heraus finden können, in ein verwirrtes Chaos zusammen werfen, und uns die Vergangenheit unsers Daseyns in ein undurchdringliches Dunkel hüllen würde.

Zeit und Zahl

sind zwei große und erhabene, mit einander auf das genaueste verwandte und verknüpfte Begriffe —

Daß der Mensch sagen und denken kann: ein, zwei —

Daß er sagen und denken kann: heute — morgen —

Das dehnt sein Daseyn über den gegenwärtigen Moment aus, worin er sonst, mit alle dem, was ihn umgibt, verschlungen würde — die Begriffe

eins — zwei
 heute — morgen

gehören zur Grundlage seines vernünftigen Denkens —

Wie kam er denn auf diesen Unterschied, wie kam der Mensch auf die Begriffe von Zeit und Zahl?

Dieser Unterschied, und diese Begriffe sind von Anbeginn der Welt — in die ganze Natur, die sich dem Menschen darstellt, mit eingewebt —

Die Natur selbst lehrte den Menschen die große Kunst zu unterscheiden, und zu zählen: sie war es, die ihn schon in der grauen Vorzeit

die erhabenste Logik

lehrte —

Die ganze Natur scheint ein Abdruck des menschlichen Verstandes, so wie der menschliche Verstand ein Abdruck der ganzen Natur zu seyn — eine so bewundernswürdige Uebereinstimmung findet zwischen der Natur der menschlichen Begriffe und ihrem großen Gegenstande Statt —

Der größte und auffallendste Unterschied, der von Anbeginn in die Natur gelegt war, ist der zwischen

Licht und Finsterniß;

Ein Unterschied, der dem Menschen auch in der Kindheit seines Verstandes nicht entgehen konnte —

Das Licht, wodurch erst aller Unterschied der Dinge, ihre Farben und Gestalten, dem Auge sichtbar werden, und selbst im Gegensatz gegen die Finsterniß —

Das unterscheidende und ordnende
gegen das nicht unterscheidende
und verwirrende Principium.

Nothwendig mußte in der vorstellenden Kraft des Menschen, durch diesen Unterschied, die erste tiefste Furche gezogen werden, deren Spur durch die mannigfaltig zuströmenden Bilder, am Tage nicht wieder vertilgt werden konnte. —

Hier wurde der erste Grundstein des menschlichen Denkens gelegt — Vorstellungen von dem Allerentgegengesetztesten

von Wahrheit und Irrthum
 gut und böse
 recht und unrecht,

worauf die ganze Macht unsers Denkens beruht,
 wurde hier die erste Bahn gebrochen —

→ Auch mußte sich durch diesen Unterschied zu-
 erst die Zunge des Menschen zu dem Jubel lösen,
 womit er das kommende Licht begrüßte, und zu der
 Klage, womit er zuerst die furchtbare Dunkelheit
 der Nacht hereinbrechen sah —

Er fühlte sich gedrungen, die ersten Laute der
 Sprache zu stammeln:

Nachdem er das Licht von der Finsterniß un-
 terscheiden gelernt hatte,

so nannte er das Licht Tag, und die Finster-
 niß Nacht.

Nachdem nun die erste schärfste Gränzlinie ge-
 zogen war, so kam der zweite große Unterschied an
 die Reihe zwischen

oben und unten
 Himmel — Erde.

In der Dunkelheit der Nacht war Himmel
 und Erde eins — der Himmel schien auf der Erde

*)

zu ruhen, und die Erde an den Himmel zu stoßen —

Die Gestalten der Dinge waren erloschen — die Erde war wüste und leer —

Aber mit der Geburt des Lichtes am Morgen zog sich das blaue Gewölbe des Himmels allmählig in die Höhe — und die Berge senkten sich vor dem Blick des Menschen nieder, indem sie sich von dem auf ihren Häuptern ruhenden Nebel trennten.

Die große Lichtmasse, die nun einmal in der Vorstellung des Menschen von der Finsterniß abge sondert war, zerfiel in

Himmel und Erde.

In den lichten blauen Äther, der emporsteigt, und die undurchsichtige schwere Erde, die sich niedersenkft.

Dieser zweite große Unterschied drang sich der Beobachtung des Menschen auf, so oft er sein Auge emporhob, und es wieder niederschlug —

Himmel und Erde war also die erste Geburt des Lichtes, das aus der Finsterniß emporstieg —

Himmel und Erde ist der große Gedanke des

Menschen, womit er alles umfaßt, was ihn umgibt — von der Sonne, die am Himmel glänzt, bis auf das Würmchen, das am Blatte flimmert —

Indem nun der Mensch sein Auge von der festen undurchdringlichen Erde, worauf sein Fuß sich stützt, auf die wallende Wasserfläche warf, die in ihrem Schooße das Bild des Himmels spiegelt, welsch eine neue Furche mußte plötzlich durch diesen Unterschied in seiner vorstellenden Kraft gezogen werden!

Erde — Meer —

fest — flüßig.

Nun war die große Masse geordnet —

Licht — Finsterniß

Himmel — Erde

Erde — Meer —

Die kleinern Unterschiede konnten nun allmählig an die Reihe kommen —

Auf der Erde lernte der Mensch Bäume, Pflanzen und Kräuter, und am Himmel Sonne, Mond und Sterne unterscheiden —

Nachdem jene großen Unterschiede sich ihm tief eingeprägt hatten, so war er nicht mehr in Gefahr, seine Begriffe zu verwirren, und die Dinge auf Erden mit den Dingen am Himmel zu vermischen —

Das Licht war ihm nun erst hell geworden, seit er es mit der Dunkelheit verglich —

Der Anblick des Himmels wurde ihm erst reizend, wenn er sein Auge von der undurchsichtigen Erde zu ihm empor hob —

Die Erde wurde ihm erst fest und sicher, sobald er sich gegen das wankende, wallende Meer verglich —

Und nun, nachdem er sich diese großen Unterschiede tief eingeprägt hatte, erhielt er erst Muße, sich das Ganze der Schöpfung auch im Kleinen zu ordnen. —

Seine vorstellende Kraft faßte die leblosen Gegenstände eher, als die lebenden, weil diese ihm gleichsam festen Stand hielten, und seiner Aufmerksamkeit nicht sobald entwichen —

Die Gestalt des Baumes, der ihm seine Frucht darbot, spiegelte sich am längsten in seinen Augen,

und seine Blicke konnten mit Muße darauf verweilen — er lernte also das einzelne im Ganzen

den Baum im Walde,
den Ast am Baume,
den Zweig am Aste und
das Blatt am Zweige

unterscheiden.

Noch ehe seine Aufmerksamkeit sich auf die Himmelskörper heftete, die ihm durch ihren immerwährenden Kreislauf zu schnell entwichen, und seine Beobachtung täuschten, bis es ihm gelang, nachdem er sich von dem Stillstehenden ein klares Bild in seiner Seele entworfen, auch das Aufeinanderfolgende bei dem immerwährenden Kreislauf der Sonne, des Mondes und der Gestirne, mit seiner vorstellenden Kraft zu fassen, und nach dieser festen und bestimmten Folge nun alles übrige, was in dem Lauf der Dinge aufeinander folgt, zu ordnen —

Endlich gelang es ihm auch, sich durch den wiederholten Anblick der lebenden Geschöpfe, die sich vor seinem Blicke hin und her bewegten, ein festes Bild von ihnen einzuprägen —

Es fügte sich, daß sie sich so oft, gleichsam freiwillig, seinem Blicke darstellten, bis er eine Gattung, eine Classe von der andern allmählig unterscheiden lernte, und ihnen Namen gab —

Die großen Unterschiede zwischen

Himmel, Erde, und Meer,

welche sich ihm schon einmal eingeprägt hatten, waren Ursache, daß er nun

die Vögel unter dem Himmel,

die Fische im Meere, und

die Thiere auf Erden

in seiner Vorstellung gehörig zu ordnen wußte.

Daß in seiner Einbildungskraft die Vögel nicht schwammen, der Fisch nicht ging und das Thier nicht flog —

Die ganze leblose und belebte Schöpfung ordnete sich in ihm in mannigfaltigen Arten und Unarten der Dinge — Diese Schöpfung stand zum zweiten Mal in der Seele des Menschen da — dessen Blick nun zum Gefühl seines eigenen Daseyns in ihm selbst zurück gedrängt

wurde, nachdem er an den Dingen, die ihn umgaben, seine Neugierde gesättigt hatte —

Er fand nun in sich eine Welt, die ihm noch ein weit größeres Feld seiner Betrachtung darbot, als die Welt außer ihm —

Leben und Tod.

Das letzte Werk, die Krone der Schöpfung war

der denkende Mensch.

Dies ist die Schöpfungsgeschichte des menschlichen Verstandes.

Die erhabene Logik der Natur — Ihr Grundriß liegt in der Schöpfungsgeschichte Mosis.

An diese Schöpfung schließt sich

der Tod,

welcher durch das von Fleisch entblößte Knochengebäude des Menschen im Bilde dargestellt wird.

Die ganze Natur scheint alle ihre Kräfte aufgeboden zu haben, eine Zeit lang in dem Umfange dieses Schädels und dieses Knochenbaues ein wunderbares Spiel von Gedanken und Empfindungen

zu unterhalten, wodurch sie sich gleichsam selbst übertrifft, indem sie erst den höchsten Gipfel ihrer Schönheit und Vollkommenheit in der Vorstellung eines denkenden Wesens erreicht, das sich ihrer mit reinem Herzen freuen kann —

Und nun hat sie selbst diesen kostbaren Spiegel zerschmettert, worin sie sich ihre Gestalt so herrlich abbildete —

Statt jener Augen, worin sich so oft das Antlitz der Sonne mahte, sind hier ein Paar leere grauenvolle Öffnungen —

Die Lippen, auf welchen die Freuden und das Lächeln wohnte, sind verschwunden —

Alle die weichen Fibern, welche jeden sanften Eindruck annahmen, und ihn dem Sitz des Denkens zuführten, sind von der harten Knochenmasse abgelöst, die noch eine Zeit lang der gänzlichen Zerstörung trotzt; und selbst in ihrer Zerstörung noch Überreste der Würde in Gang und Stellung zeigt, und wie die Ruinen eines zerfallenen Göttertempels, Staunen und Ehrfurcht einflößt —

Hier sollte also das Ende dieser Schöpfung seyn, die sich in dem Geiste des Menschen bildete? —

Mit dieser traurigen Verwandlung sollte nun alles aufhören?

Die sonst so sparsame Natur sollte hier allein mit solchem Aufwande sich nur eine desto prächtigere Zerstörung haben schaffen wollen —

Sie sollten nur deswegen in jedem einzelnen Menschen eine eigene neue Schöpfung, eine neue Welt hervorgebracht haben, um ihr Werk desto öfter wieder zerstören zu können?

Menschen- und Thiergerippe wären also der letzte bleibende Endzweck ihrer immerwährenden Schöpfung, und damit die Zahl sich immer mehr anhäufe, ließ sie Millionen geboren werden, die alle wieder ein Grab verschlingt, das nie gesättigt wird?

Diesß Knochengebäude sollte länger dauern, als der denkende Mensch, das Meisterstück der Natur? —

Zwar macht die Knochengestalt die größte Scheidewand zwischen allen diesen Gedanken und Vorstellungen —

Leben und Tod

steht im fürchterlichen Gegensatz neben einander —

Diese Knochengestalt ist das furchtbare Trumm
einer zerstörten Welt —

A n f a n g und E n d e
des D a s e y n s ,

ist beides für uns in ein gleiches Dunkel gehüllt —

Hier ist der Schlußpunct all unser's Den-
kens von zwei Seiten —

Hier senkt sich der Horizont bis auf den Bo-
den nieder — und die Aussicht ist geheimnt —

Indem man diese Knochengestalt betrachtet,
so verschwindet alles; Thürme, Palläste, Städte,
Wünsche, Hoffnungen, Wissenschaften, Künste —
alles ist in der Nacht verschwunden, alles ist in
das erste Chaos der Dinge zurückgesunken —

Die Gedanken schwinden uns — wenn wir
uns an die Stelle dieses Knochengebäudes versetzen
sollen —

Wir staunen und staunen — und sehen nicht,
wie es möglich ist, daß unser Wesen so verwandelt
werden kann —

Eine solche Verwandlung unser's Wesens scheint
uns ein Widerspruch —

Wir sind geneigt zu glauben, daß nur die Hülle unsers eigentlichen Wesens, aber nicht unser Wesen selbst auf die Weise verwandelt ist —

Denkender Mensch — Knochengeriippe —

Es läßt sich kein Übergang von dem einen zu dem andern denken —

Das, was dachte, kann nicht so verwandelt werden —

So wie aus der Zerstörung neues Leben hervorgeht, so ergänzt die anhaltende Betrachtung dieses Todtengerippes einen erhabenen Gedanken, einen neuen Begriff in der Seele, der plötzlich die Schrecken des Todes verschwinden macht —

Das, was ich hier vor mir sehe, ist von meinem denkenden Ich zu verschieden, als daß dieses je darin sollte verwandelt werden können —

Hier sehe ich harte, steife Körpermasse, die sich anfaßt, wie Holz und Stein — Dieses ist aus dem Innersten meines Körpers herausgehoben — und steht nun vor mir da — als ein Gegenstand meiner Betrachtung —

Diese betrachtenden und beobachtenden Gedanken in meinem Innern, wie unendlich ver-

schieden sind sie von dem Gegenstande, den ich vor mir sehe!

Ich muß dem, was in mir betrachtet und beobachtet, nothwendig einen andern Namen, als dieser harten und steifen Körpermasse geben —

Einen Namen, der Leben und Bewegung, Denkkraft und Thätigkeit bezeichnet —

Ich fühle mich gedrungen, eine neue Gränzlinie in meiner Vorstellung zu ziehen, zwischen

Körper und Geist.

Aus der dunkeln Mitternacht dämmert das Morgenroth — aus der zerstörten Körperwelt steigt

die Geisterwelt

empor —

Das unverwandte Anschauen des Todes läßt uns einen Blick hinter den geheimnißvollen Vorhang thun, der das, was jenseits des Grabes ist, vor unsern Augen verhüllt —

Unser Gesichtskreis erweitert sich wieder, und schließt uns eine heitere Ferne auf —

Bauet die Natur, um zu zerstören?

Nein, sie zerstört nur, um zu bauen — Das Bauen und Bilden ist ihr Zweck, die Zerstörung ist nur Mittel —

In jedem Herbst fallen die Blätter vom jungen Stamme, und andere brechen im Frühlinge wieder hervor, indeß der Stamm mit jedem Jahre wächst, und fester und stärker wird —

Menschen werden geboren und sterben; der Staub von Millionen mischt sich zu dem Staube, aber mitten durch die Zerstörung wächst die Geisterwelt empor; sie arbeitet sich durch Tod und Verwüstung durch — und nimmt mit jedem Menschenalter zu —

Die immerwährende Vervollkommnung der Geisterwelt ist das Fortschreitende in der Natur — ohne dieß Fortschreitende würde der Kreislauf der Dinge selbst ohne Zweck und ein bloßes absichtloses Spiel seyn —

Was hilft es, wenn das Rad am Wagen sich ewig um seine Achse dreht, ohne daß der Wagen vorwärts rollt —

Hat nicht selbst der Erdball die doppelte Bewegung, daß er unaufhörlich fortschreitet, während er sich um seine Achse dreht —

Der immerwährende Kreislauf der Natur ist:

Leben und Tod

Jugend und Alter

Bildung und Zerstörung.

Dies ist ihr Drehen um ihre Achse, dies ist immer abwechselnd Tag und Nacht —

Wie die junge Morgenröthe, so steigt mit jedem Menschenalter die jugendliche Welt empor — um nach ihrem vollendeten Lauf in das Dunkel des Grabes wieder hinabzusinken. —

Wo ist nun das Fortschreitende bei dem ewigen Kreislauf, bei dem Drehen um die Achse, welches doch nothwendig ist, wenn alles nicht ein zweckloses Spiel seyn soll? —

Was anders kann dieß seyn, als die immerwährende Vermehrung und Vervollkommnung der Geisterwelt, die mit jedem vollendeten Kreislauf wächst und zunimmt —

Hier ist ein unübersehbares Feld —

Eine trostvolle Aussicht in ein unendliches Gewebe voll Mannigfaltigkeit und Einheit, bei dessen Betrachtung der Geist Ewigkeiten hindurch nicht ermüden kann.

Diese neue Gränzlinie, die wir gezogen haben, schneidet schärfer und tiefer ein, als alle vorhergehenden —

In der ganzen Körperwelt findet kein ähnlicher Unterschied Statt, wie der zwischen Körper und Geist —

Der Körper muß bei dieser Gegeneinanderstellung erst ganz verschwinden, ehe man den Begriff Geist zu denken im Stande ist —

Geist hat keine Größe, keine Ausdehnung — ein Milliontheilchen eines Sandkorns übertrifft ihn daran — bei ihm ist alles in ihm selbst, in das Bewußtseyn seines Ich's hineingedrängt —

Alles ist bey ihm in einander

Nichts außer einander —

Bei dem kleinsten Körpertheilchen hingegen sind die noch kleinern Bestandtheile immer wieder außer einander — es können also einige Theile davon abfallen, während daß andere bleiben — das Ganze ist zerstörbar, es kann zertheilt werden —

Körpertheilchen können nie ganz in einander, sondern müssen immer zum Theil außer einander seyn. — Das macht sie zerstörbar —

Bei den Begriffen und Vorstellungen läßt sich nichts außer einander denken — alle Vorstellungen, die wir von Jugend auf gesammelt haben, können immer in einander bestehen —

Darum heißen sie auch Begriffe — eine Vorstellung, die außer dem Zusammenhange aller übrigen bestehen sollte, würde keine Vorstellung seyn; sie würde gleichsam in der Luft zerflattern —

Diese Kraft des in sich Zusammendrängens alles dessen, was sonst zerstreut und einzeln ist, ist es eben, was der Lateiner cogitare nennt, und was das Wesen unsers Geistes ausmacht —

Dies ist eine vom Körper ganz verschiedene, und wenn sie einmal da ist, unzerstörbare Kraft —

Was diese zusammenhaltende Kraft von dem, was vorher einzeln und zerstückt war, einmal in sich zusammengezwängt, und zu einem Ganzen gebildet hat, das kann sie nie wieder fahren lassen —

Denn hier ist alles in — das Umfassende wird stets wieder umfaßt —

Alles ist eins.

Das Eine trotz der Zerstörung — Zerstörung ist Entzweiung, Trennung —

Nichts ist in der Welt wirklich eins, als worin man nichts außer einander, sondern alles in einander ist —

Die wahre Einheit ist also unsichtbar — Alles, was wir sonst eins nennen, ist bloße Täuschung, weil wir uns dasjenige, was eigentlich außer einander ist, als in einander denken —

Nicht die Sache, sondern unsere Vorstellung von der Sache ist eins geworden — so ist das ganze Universum in unserer Vorstellung eins geworden —

Jedes denkende Wesen ist also ein Vereinigungspunct des rund umher zerstreuten — diese denkenden Wesen müssen, als von einander zerstreut und einzeln, wieder einen großen Vereinigungspunct haben — weil sie sich sonst unter einander verlieren — und weil nicht alle in einem, und einer in allem dargestellt werden kann, ihr Daseyn nicht fest und gesichert genug, sondern gewissermaßen nur zufällig wäre — kurz, die Natur unserer Denkkraft selbst zwingt uns — irgend einen großen Vereinigungspunct anzunehmen, der wieder alle denkenden Wesen zusammenfaßt —

Diesen großen Vereinigungspunct nennen wir

das höchste denkende Wesen

oder

G o t t.

Unsere Denkkraft schließt sich gleichsam von selbst an diesen großen Vereinigungspunct an, ohne dem sie sich verlassen, einsam, abgerissen fühlt —

Alle einzelnen denkenden Wesen finden sich hier zusammen, wie die einzelnen Gedanken in der Seele des Menschen — die einzelnen denkenden Wesen sind Begriffe des höchsten denkenden Wesens —

Bei dem höchsten denkenden Wesen ist alles in einander — Zeit und Raum, und Zahl, aber ist außer einander — es kann also bei ihm weder Zeit, noch Raum, noch Zahl Statt finden.

Eingeschränkte denkende Wesen nehmen zwar auch keinen Raum ein, aber sie bedürfen doch Zeit, weil sie das, was außer einander ist, nicht auf einmal in den Vereinigungspunct zusammendrängen können — worin es gebracht werden muß, um gedacht zu werden —

Dadurch entsteht der Begriff von Zeit und Zahl — die das Zerstückte in eins verwandelnde Kunst verliert hier ihre Stärke —

Sie ist gleichsam genöthigt, das einmal Zusammengefaßte eine Zeit lang wieder aus einander zu lassen, um alles andere dazu zu fassen —

Eins löst sich wieder in zwei auf —

Was in Ansehung des Raumes eins war, fällt in Ansehung der Zeit wieder aus einander —

eins —

einmal

sind von einander sehr verschiedene Begriffe —

Die Welt wird in der Vorstellung eines denkenden Wesens eins — aber sie wird nicht auf einmal eins —

Zu dem Zusammendrängen in eins gehört eine wiederholte Anstrengung der Denkkraft.

Durch das Gefühl dieser wiederholten Anstrengung bildeten sich die Begriffe von Zeit und Zahl —

Indem wir nun den höchsten Vereinigungspunct aller denkenden Wesen suchen, so müssen wir uns das Gefühl dieser wiederholten Anstrengung nothwendig bei derselben hinwegdenken —

Die höchste und letzte Verwandlung des Abgesonderten in eins muß nothwendig ganz und vollständig seyn — Sie leidet nicht die mindeste Vereinzelnung mehr —

Die höchste Denkkraft muß nicht nur Alles, sondern auch alles auf einmal umfassen —

Das ganze Daseyn der höchsten Denkkraft drängt sich daher in weniger als einen Augenblick zusammen. —

Der Begriff von Zeit verschwindet ganz, und macht dem Begriff von Ewigkeit Platz, der hier an seine Stelle tritt —

Unendliche Zeit ist nicht Ewigkeit, eben so wenig, wie unendlicher Körper Geist ist —

Der Begriff von Körper muß vorher ganz verschwinden, wenn der von Geist in seiner höchsten Reinigkeit emporsteigen soll —

So muß auch vorher der Begriff von Zeit verschwinden, wenn der Begriff Ewigkeit rein und lauter gedacht werden soll —

Der Geist hat keine Ausdehnung —

Die Ewigkeit hat keine Dauer —

Ein Sonnenstäubchen übertrifft den Geist an Ausdehnung —

Ein Augenblick übertrifft die Ewigkeit an Dauer —

Auf dieser Wage muß also Geist nicht gegen Körper, und Ewigkeit nicht gegen Zeit gewogen werden —

Der ganze Unterschied zwischen Geist und Körper beruhet auf den beiden simplen Begriffen

in und aus

Intension — Extension

Geist — Körper;

in macht das Wesen des Geistes, aus das Wesen des Körpers aus —

Das allerkleinste, wo noch alles außer einander ist, muß nothwendig dasjenige, wo alles in einander ist, an Größe und Ausdehnung übertreffen — Eigenschaften, worin jenes mit diesem gar nicht wetteifert, weil sie Dinge von ganz verschiedenen Wesen sind — die nichts als das Daseyn mit einander gemein haben.

Bei allen endlichen denkenden Wesen verschwindet nur der Begriff der Ausdehnung, den sie zu ihrem Daseyn nicht bedürfen.

Bei dem einzigen unendlichen denkenden Wesen aber verschwindet auch zugleich der Begriff von Zeit, deren es zu seinem Daseyn nicht bedarf —

Der endliche Geist ist nicht im Orte, aber er ist noch in der Zeit —

Der unendliche Geist ist weder im Orte noch in der Zeit — Ort und Zeit sind in ihm —

Die endlichen Geister sind in der Zeit — weil sie von der großen Weltmasse, wo alles schon, wie der Baum in seinem ersten Keime, da ist, immer erst eins nach dem andern herausnehmen und betrachten, und also die Ursache von der Wirkung getrennt denken müssen, welche der unendliche Verstand mit einem Male umfaßt, so daß keine Folge der Dinge, die er sich schon einmal als fest in einander gegründet, und als wirklich vorhanden denkt, bei ihm Statt findet —

endlich und Zeit

unendlich und ewig

sind unzertrennlich mit einander verknüpfte Begriffe —

Endliche, eingeschränkte vorstellende Kräfte — können das nur mittelst der Zeit, oder nach einander bemerken, was die uneingeschränkte,

unendliche Kraft, auf einmal, ohne des kleinsten Zeitraums zu bedürfen, leisten kann —

Zeit ist also bloß Resultat der Einschränkung unserer vorstellenden Kraft —

Das Leben wird den Sterblichen hiernieden gleichsam tropfenweise in Stunden und Augenblicken gezählt — Der völlige Genuß desselben ist ihm vielleicht erst in einem andern Zustande aufgespart —

Der Mensch lebt nicht Tage, nicht Jahre, sondern nur Stunden und Augenblicke — nur durch die Erinnerungskraft wird die Geschichte des einen auf den andern fortgepflanzt, und auf diese Weise die Einschränkung der vorstellenden Kraft der Seele einigermaßen ersetzt —

Erinnerung

ist also das feste Band, welches alle die verschiedenen Zustände unsers Daseyns zusammenknüpft, und ein Ganzes daraus macht —

Die höchste vorstellende Kraft, welche sich alles auf einmal denkt, bedarf also der Erinnerung nicht, die nur ein Ersatz der Unvollkommenheit, der Einschränkung ist —

Diese Kraft der Seele heißt Erinnerung, weil sie das Aufeinanderfolgende, das sonst in der Idee stets außer einander bleiben würde, wieder in einander zwingt, und es dem Selbstbewußtseyn einverleibt —

Alles unser Denken ist daher gewissermaßen ein Erinnern — ein Umfassen gewisser Begriffe mit andern —

Es ist die Verwandlung des
aus in in.

Darum heißt es erinnern — machen, daß alles in den Umfang aller unserer von Kindheit auf gesammelten Vorstellungen kommt, was vorher gleichsam außer dem Bezirk derselben, in irgend einem Eindruck des Gehirns schlummerte —

Erinnerung und Zeit sind wieder nothwendig mit einander verknüpfte Begriffe; es läßt sich keine Erinnerung ohne Zeit, und wieder keine Zeit ohne Erinnerung denken — wo keine Zeit Statt findet, da kann auch keine Erinnerung Statt finden.

Es gibt noch eine Kraft der endlich denkenden Wesen — diese ist

die Kraft zu urtheilen
 oder das Vermögen, zwei Begriffe mit einander
 zu verbinden, oder von einander zu trennen —

Dies geschieht vermöge des Wörtchens ist —
 und die Anstrengung der Denkkraft dabei hat vor-
 züglich zum Endzweck, eine Idee in den Zusam-
 menhang aller übrigen von Kindheit auf gesammel-
 ten zu bringen, oder sie daran zu knüpfen.

Dies Anknüpfen aber kann nicht anders, als
 vermittelt des allgemeinsten und abgezogensten Be-
 griffes geschehen, der in der menschlichen Seele
 Statt findet — dieses ist der Begriff des Daseyns,
 welcher gleichsam durch alle übrigen Begriffe durch-
 läuft, und auf dem sie gewissermaßen gereiht sind —

Das Urtheil ist ebenfalls eine Art von Er-
 innerung der Einverleibung einer Idee in den Zu-
 sammenhang aller übrigen —

Daß nun unsere Denkkraft selbst da Einschnitte
 machen kann, wo in der Natur keine sind, daß
 sie die Eigenschaften der Dinge von den Dingen
 selbst, in unserer Vorstellung trennen kann — das
 macht nun die mannigfaltigen Verbindungen und
 Beziehungen zwischen unsern Ideen möglich, wo-
 durch das Denken befördert wird.

Baum zum Beispiel ist nur noch eine bloße Vorstellung, noch kein Gedanke, unsere Denkkraft hat sich noch mehr leidend als thätig dabei verhalten — sie hat sich noch nicht bemüht, das Bild vom Baume in den Zusammenhang aller übrigen von Kindheit auf gesammelten Bilder zu knüpfen —

Allein die vorstellende Kraft, welche sich bis jetzt leidend verhalten hatte, fängt an, sich für den Baum zu interessiren, sie fängt an, über ihn nachzudenken, und wird nun auf einmal thätig —

Ihr erstes Geschäft ist hier z. B. die grüne Farbe von dem Baume zu trennen, und sie sich zugleich an dem Baume und andern Dingen zu denken — dadurch wird das Bild vom Baume so gleich in eine Reihe von Bildern verwebt, die zu gleicher Zeit mit in der Seele erwachen — es läuft nun gleichsam ein gemeinschaftlicher Faden durch

Baum, Wiese, Gras, Laubfrosch, u. s. w. weil bei allen diesen Gegenständen die als von dem Baume abgesondert gedachte Eigenschaft grün Statt findet —

Je mehr Eigenschaften sich nun die vorstellende Kraft als abgesondert von dem Baume denkt, in einen desto stärkern Zusammenhang, mit allen

übrigen Vorstellungen, die in der Seele schlummern, bringt sie ihn, um desto deutlicher und fester wird dadurch das Bild vom Baume —

Allein wenn auch alle möglichen Eigenschaften des Baumes erschöpft würden, so wäre es doch unmöglich, das Bild von demselben dadurch an alle Begriffe, die nun in der Seele sind, zu knüpfen, und ihn dadurch gleichsam ihrem Zusammenhange einzuverleiben —

Um den Baum auf einmal in den Zusammenhang aller unserer Gedanken zu bringen, muß das an ihm gedacht werden, was allen Dingen in der Welt, und also auch allen unsern Begriffen von demselben nothwendig zukommt, dieses ist das Daseyn, welches durch das mächtige ideenverbindende Ist bezeichnet wird, das uns von dem Thiere unterscheidet, und die Grundlage unsers Denkens ist.

Um zu urtheilen müssen wir also erst trennen, um wieder verbinden zu können —

Dies setzt die Denkkraft unserer Seele erst in Thätigkeit — und verwandelt die vorstellende in die urtheilende Kraft —

Das, was in der Natur an sich schon zusammengehört, soll in unserer Vorstellung erst zusammengefest werden —

Indem wir urtheilen, legen wir die Natur gleichsam aus einander, oder zergliedern sie, um sie wieder zusammen setzen zu können —

Dies scheint man dunkel bei dem Worte urtheilen empfunden zu haben, wodurch dieser Begriff bezeichnet wird — urtheilen, die Natur bis in ihre Bestandtheile auflösen, und der Zusammensetzung derselben nachspähen —

Hier ist also der Unterschied zwischen Vorstellung und Urtheil

Vorstellung

Urtheil

der grüne Baum

der Baum ist grün.

Sage ich der grüne Baum, so empfinde ich, daß sich meine Denkkraft mehr leidend verhält; sage ich hingegen der Baum ist grün, so dünkt es mir, daß dieselbe sich mehr thätig verhalte —

der grüne Baum

schwebt bloß meiner Seele vor — die Bilder, welche in ihr schlummern, bleiben in Ruhe —

sage ich hingegen der Baum ist grün, so durchlaufe ich schnell eine Reihe von Bildern, die dadurch erweckt werden — ich denke:

Der Baum ist so wie mein Kleid

Der Baum ist so wie das Gras

Der Baum ist so wie der Laubfrosch.

Dies kommt daher, weil ich mir vermöge der trennenden Kraft der Seele, grün als abgesondert von dem Baume, und als eine Eigenschaft gedacht habe, die nicht nur dem Baume, sondern mehreren Dingen zukommt —

Dadurch kommt nun auf einmal Leben und Thätigkeit in meine schlummernden Ideen —

Es entstehen neue Verhältnisse und Beziehungen —

Durch grün ist dem Baume in der Reihe einer großen Anzahl von Dingen ein Platz angewiesen, die ich mir nur wegen dieser Eigenschaft mit ihm zugleich denke —

Durch ist hat er seinen angewiesenen Platz in dem Zusammenhange aller der Dinge erhalten, die ich mir in meinem ganzen Leben gedacht habe — und worin er sich in Ansehung meines Denkens nur

dadurch unterscheidet, daß ich ihn gerade jetzt, in diesem Augenblicke denke.

Um also zu urtheilen, muß ein weniger allgemeiner Begriff erst an einen allgemeinen und zu gleicher Zeit an den allervollkommensten Begriff des Daseyns geknüpft werden —

Urtheilen heißt also nach dieser Voraussetzung etwas in irgend einem Augenblicke als zum Mittelpuncte des Bezirkes aller seiner Ideen machen — und um diesen Mittelpunct einen kleinen, und zu gleicher Zeit den größten Kreis zu beschreiben —

Dasjenige, was ich nun zum Mittelpuncte von etwas machen will, muß nothwendig von kleinem Umfange, als der Kreis seyn, den ich darum herziehe —

Dasjenige, worüber ich urtheile, oder wovon ich etwas behaupte, muß immer ein individuellerer oder weniger allgemeiner Begriff seyn, als dasjenige, was ich davon urtheile oder behaupte —

Darum läßt sich auch ein Urtheil nicht umkehren: — ein Baum ist zwar grün — aber alles grün ist nicht Baum —

Alles grün — Baum

Hier kann das erste unmöglich als der Mittelpunkt des letztern gedacht werden: denn der Mittelpunkt würde sich über den Umfang ausdehnen —

Zuweilen fällt der kleine Umkreis mit dem Mittelpunkte zusammen, welches denn eigentlich ein bloßes Spiel der Denkkraft ist, weil sie dadurch nicht fortschreitet, sondern immer auf demselben Fleck stehen bleibt. Ich sage z. B.

Ein Baum ist — ein Baum
und habe im Grunde nichts als den Namen von dem Baum gedacht — Ich habe die Vorstellung vom Baum zwar in diesem Augenblicke zum Mittelpunkt des ganzen Bezirks meiner Ideen gemacht — aber der Mittelpunkt ist in sich selbst zurückgefallen — ich habe außer jenem größten keine kleinern Kreise um ihn her beschrieben —

Will ich aber nun ferner über den Baum nachdenken, und nicht bloß bei seinem Namen stehen bleiben — so beschreibe ich etwa nächst jenem größten Sirkel dasjenige, wodurch er in Verbindung mit allen mir übrigen Ideen, selbst mit denen von Gott, Geist und Seele kommt,

demjenigen, welcher nächst diesen am größten ist, um ihn her; dieß ist der Begriff

Körper.

Ich sage also:

Ein Baum — ist — ein Körper —

Durch Körper habe ich also den Mittelpunct schon mehr eingeschlossen oder einen engern Zirkel — als durch ist um ihn beschrieben —

Fahre ich nun fort: ein Körper, welcher wächst — so ist der Zirkel noch enger geworden —

Und so geht es fort, bis der engste Zirkel sich in dem Mittelpuncte selbst wieder verliert; und dann kann ich auch das Urtheil umkehren —

Durch das Urtheil habe ich also auf keine Weise in den Baum hineingedacht, sondern ich habe ihn von außen her mit so viel Fäden, als mir möglich war, an meine übrigen Ideen angeknüpft, und ihn also in den Zusammenhang meiner Ideen hineingedacht —

Die Zirkel fallen immer in dem Mittelpuncte wieder zusammen — mein ganzes Urtheil ist doch im Grunde ein bloßes Ideenspiel.

Es ist ein bloßes Erinnern oder Hineindenken des einen in das andere, des

weniger Allgemeinen in das Allgemeinere —

Erinnerungskraft und Urtheilskraft fließen also hier wieder in eins zusammen —

Noch eine Kraft der Seele nennt man die schließende Kraft —

derselben —

Diese fällt aber wieder mit der urtheilenden in eins zusammen — denn jedes Urtheil ist zugleich das, was man einen Schluß nennt —

ich sage nämlich:

Alles, was Ausdehnung hat, ist Körper.

Nun hat ein Baum Ausdehnung, also ist ein Baum ein Körper —

oder:

Der Baum hat Ausdehnung,
also ist er ein Körper —

oder:

Weil der Baum Ausdehnung hat,
so ist er ein Körper —

Was heißt das anders, als:

Der Baum ist ein Körper

oder

ein Wesen, das Ausdehnung hat —

*)

Ich habe hier nichts Unbekanntes aus dem Bekannten heraus gefunden — das Ganze läuft wieder auf ein bloßes Ideenspiel heraus —

Beweisen ist im Grunde weiter nichts als erklären —

Mich fragt jemand: warum ist ein Baum ein Körper?

Ich antworte: weil er Ausdehnung hat —

Der erstere hätte mich nur fragen dürfen:

was ist ein Körper?

Ich hätte ihm geantwortet:

ein Wesen, das Ausdehnung hat —

Und dann würde er, vermittelt dieser Erklärung die Nichtigkeit meines Urtheils eingesehen haben — es hätte keines Beweises bedurft —

Die Frage warum will auch wieder nichts, als einen größern Zirkel beschrieben haben, worin sie den Begriff fest halten kann —

Und die Antwort weil bezeichnet wieder weiter nichts, als das nothwendige gleichzeitige Zusammendenken des allgemeineren mit dem weniger

allgemeinen Begriffe, oder des Begriffes mit seiner Erklärung —

Ausdehnung ist Körper
und
Körper ist Ausdehnung.

Diese beiden Begriffe können verwechselt werden, und treffen also in einem Mittelpuncte zusammen, und doch scheint es uns, als hätten wir wirklich etwas gedacht, wenn wir sagen:

Weil dieser Baum Ausdehnung hat,
so ist er ein Körper —

gleichsam, als ob wir dadurch etwas mehr gesagt hätten, als

weil ein Baum ein Körper ist,
so ist er ein Körper —

Durch die Umschreibung durch andere Worte verstecken wir die Einschränkung unserer Denkkraft, und überreden uns, daß wir durch Schlüsse etwas heraus gebracht haben, was wir doch vorher schon wußten, und was wir gleichsam eine Zeit lang nicht wissen wollten, um unserer Denkkraft einen Zeitvertreib zu machen.

Durch alle Schlüsse kommen wir am Ende wieder dahin, daß ein Körper ein Körper und ein Baum ein Baum ist — und also wieder zu dem Punkte, von dem wir ausgegangen sind —

Das eigentliche innere Wesen der Dinge kann nicht durch Schlüsse, sondern nur durch Erfahrungen herausgebracht werden —

Gesetzt aber, ich hätte noch nie einen Baum gesehen, und man sagte mir, daß ein Baum ein Körper wäre, so wüßte ich, daß er Ausdehnung hätte, und also auch fühlbar wäre.

Denn dächte ich, er ist ein Körper — was heißt dieß denn, als daß ich nothwendig die Begriffe von Körper, Ausdehnung, Fühlbarkeit u. s. w. zusammendenken muß —

und also wenn der Baum ein Körper ist, zu gleicher Zeit denken muß, daß er denn auch Ausdehnung hat —

Daß ich also zu gleicher Zeit den Begriff mit seiner Erklärung denken kann, ist eigentlich, was ich schließen nenne —

welches auch durch die zeitbedeutenden Worte denn, wenn, weil bezeichnet wird —

Dieser Baum ist grün — weil er grün ist —
heißt eigentlich weiter nichts — als so lange er
grün ist —

Der Schluß unterscheidet sich nur in Anse-
hung der Zeit vom Urtheile ;

man denkt sich mehr auf einmal, und
glaubt daher stärker zu denken —

Wir haben schon bemerkt, daß der Begriff
von Zeit bloß durch unsere wiederholte Anstrengung
beim Denken entstanden sey, die ein Resultat un-
serer Einschränkung ist — und wenn wir nun den
Begriff mit einer Erklärung zu gleicher Zeit zusam-
mendenken, setzen wir uns gewissermaßen über diese
Einschränkung weg, und glauben mehr zu thun,
als bloß Begriffe zu verbinden — wir glauben sie
in einander zu schließen — Das heißt, den
allgemeinen Begriff mit seiner eigenen Erklärung
gleichsam zu umfassen, und den weniger allgemei-
nen Begriff in diese doppelte Umfassung auf einmal
hinein zu drängen —

Die schließende Kraft der Seele ist die ver-
stärkte urtheilende Kraft —

Ein Schluß ist ein aus mehreren Urtheilern
zusammen gedrängtes Urtheil —

Das Urtheil beschreibt zu gleicher Zeit nur zwei Kreise im Mittelpunct, den Kreis des Daseyns, und den Kreis der Art des Daseyns.

Der Schluß beschreibt zu gleicher Zeit drei Kreise: — den Kreis des Daseyns, die Art des Daseyns, und die Art von der Art des Daseyns —

Ein Baum ist ein Körper, ein Körper hat Ausdehnung —

Diese zwei ganzen Urtheile werden wieder durch die schließende Kraft mit einander verbunden, so wie vorher die beiden einzelnen Vorstellungen durch die urtheilende Kraft verbunden wurden —

Ich denke mir die Ausdehnung im Körper und zugleich im Baum. Dieß

zugleich

macht das Wesen des Schließens aus, und so wie das Verbinden durch ist bewerkstelligt ward — so wird das Schließen durch die Zeitpartikeln denn, weil und wenn bewirkt —

Sie urtheilen vermittelst des Begriffes vom Daseyn im Allgemeinen, welches durch ist bezeichnet wird —

Wir schließen vermittlest des Begriffes vom zugleich Daseyn, welches durch weil, wenn und denn bezeichnet wird.

Wir denken uns die Ausdehnung am Baum nicht unmittelbar, sondern erst mittelbar durch den allgemeinen Begriff von Körper —

Wir denken das eine durch das andere — Diese Vorstellungsart ist in der französischen Sprache üblich — darum bezeichnet sie unser weil oder den eigentlichen Actus des Schließens mit dadurch.

Ich frage warum, wenn ich ein Urtheil prüfen will —

Warum ist der Baum ein Körper?

Ich will einen allgemeinen Begriff, der sowohl den vom Körper als vom Baum umschließt — und von dem alles, was auf den Körper paßt, zu gleicher Zeit auf den Baum paßt — damit nun durch dieß doppelte Anknüpfen an einen noch allgemeineren Begriff die Begriffe von Körper und Baum, selbst noch fester mit einander verknüpft, oder an einander geschlossen werden.

Nun folgen zwei Kupfertafeln, auf denen

Einheit und Mehrheit

auf eine auffallende Weise neben einander gestellt ist, so daß man zugleich sieht, wie durch

die Vereinigung mehrerer menschlichen Kräfte etwas bewirkt wird, das einem unmöglich wäre — also die Begriffe

Einheit — Mehrheit menschliche Kraft

sind es, die hier unserer Denkkraft einen neuen Spielraum geben.

Der Mensch trägt Menschen

Der Mensch zieht Menschen

Der Mensch bewacht Menschen —

Drei Knaben ziehen stärker als einer —

Drei Schaffherer werden mit einer Anzahl
Schafe schneller fertig, als einer —

Drei Menschen können mehr Menschen auf
ihren Rücken forttragen als einer —

Drei Soldaten können mehr Gefangene in
Verwahrung halten und ihnen den Aus-
gang verwehren als einer —

Der fromme Aeneas trägt seinen alten Vater auf dem Rücken aus den Flammen von Troja —

Die Weiber in Weinsberg, welches von Kaiser Conrad belagert und eingenommen wurde, trugen ihre Männer auf dem Rücken hinaus, da der Kaiser ihnen verstattete, das Kostbarste mitzunehmen, was jede hätte —

Je größer hier die Anzahl von Trägern war, je mehr konnten dadurch gerettet werden —

Durch diese Vereinigung mehrerer menschlichen Kräfte zu einem Zwecke, sind nun in der Welt erstaunliche Dinge entstanden —

Städte — Kriegsheere — Staatsverfassungen — Dämme gegen das Meer — ägyptische Pyramiden — unterirdische Kanäle — Kriegsschiffe — Schlachten — Bergwerke — Manufacturen und Fabriken —

Welch ein Unterschied, wenn wir neben einander stellen

der einzelne Mensch und der Mensch in Gesellschaft.

Der einzelne Mensch — mit Hülle und Lagerstätte für sich und seine Bedürfnisse Wasser

zum Trank, und Wurzel und Kräuter zur Nahrung —

Der Mensch in Gesellschaft mit Städten, Kriegsheeren, Festungen, Manufacturen, und Fabriken —

Eine Anzahl Menschen treten zusammen in Verbindung, um wieder einen Körper auszumachen, worin sich einige entschließen, Arm und Fuß zu seyn; indeß andere der Kopf sind, wodurch Arm und Fuß in Bewegung gesetzt werden —

Der Staatskörper hat einen Kopf zur Regierung — den Regenten mit seinen Rätthen —

Er hat Arme zur Vertheidigung — das Kriegsheer —

Nichts gibt einen auffallendern Beweis, wie viel vereinigte menschliche Kräfte vermögen, als ein Kriegsheer —

Daß viele tausend Menschen auf den Wink eines einzigen Hand und Fuß mit eben der Leichtigkeit bewegen, wie ein einzelner Mensch —

Daß diese ungeheurere Maschine gleichsam wie an einem Draht aufgezogen, alle die Bewegungen machen muß, die ein einzelner Mensch, der die Maschine regiert, für gut befindet —

Daß auf einen ungeheuern Wurf dieser in Bewegung gesetzten Maschine auf einmal Tausende fallen und Tod und Verderben rund umher, wohin man sieht, verbreitet wird —

Das alles wird durch die vereinigten menschlichen Kräfte bewirkt, die sich hier nur vereinigt zu haben scheinen, um sich wechselseitig wieder zu zerstören —

Vereinigte Kräfte müssen wieder vereinigten Kräften entgegen gesetzt werden —

Ein Soldat bewacht hier einen Gefangenen — aber drei Soldaten bewachen drei Gefangene, deren gefährliche Unternehmungen man vielleicht schon kennt und fürchtet —

Wenn ein Staat seine Kräfte zur Vertheidigung und Sicherheit in ein Kriegsheer zusammen zieht, so thut dieß auch der benachbarte Staat —

Und so treiben sie die gegen einander gestellten vereinigten Kräfte zuweilen bis aufs höchste.

Der Staatskörper wird ausgefogen und ausgemärgelt, weil alle seine Kräfte und Stärke, statt gleichmäßig vertheilt zu werden, sich in die Arme, die er zu seiner Vertheidigung braucht, zusammenziehen muß.

Staatsverfassung.

Die vereinigten Kräfte mehrerer Menschen können viel Gutes und viel Böses hervorbringen —

Das Böse würde darin bestehen, wenn man den einzelnen Menschen zu sehr vernachlässigte und vergesse, wenn man ihn bloß als Mittel — als Sache gebrauchte, wenn man ihn der Freiheit und Gelegenheit über sich und die Verhältnisse in der Welt zu denken, beraubte. —

Bei der Vereinigung mehrerer menschlichen Kräfte zu einem Zweck geht es nun so zu, daß die körperlichen Bewegungen mehrerer Menschen durch die lenkenden Gedanken eines einzigen eine gewisse Richtung erhalten, wovon sie nicht abweichen dürfen, wenn das Werk, was man hervor bringen will, zu Stande kommen soll. —

Dieserjenigen, welche z. B. einmal zum Herzureichen der Materialien bei Errichtung eines Gebäudes bestimmt sind, müssen immer Materialien zureichen, und dürfen sich nicht einfallen lassen, ihrer thätigen Kraft eine Richtung auf etwas anders zu geben, weil sonst die ganze Sache in Unordnung gerathen würde —

Die jedesmaligen Zuträger der Materialien müssen also so lange, bis das Gebäude fertig ist, auf jeden andern freiwilligen Gebrauch ihrer thätigen Kräfte Verzicht thun —

Dies Verzicht thun ist vorzüglich bei jener Vereinigung mehrerer menschlichen Kräfte nothwendig — und es würde ohne dasselbe nichts von dem großen menschlichen Werke zu Stande gekommen seyn —

Der einzelne Mensch hebt seinen Fuß nicht in die Höhe und streckt seine Hand nicht aus, wenn nicht seyn eigener Gedanke ihn dazu treibt —

Er hebt seinen Fuß in die Höhe, weil er denkt, er will sich fort bewegen, und streckt seine Hand aus, weil er denkt, er will Speise zu sich nehmen —

Nun ist es sonderbar, daß es einem Theile der Menschen gelungen ist, den andern zu etwas in Bewegung zu setzen, wozu dieser selbst die Gedanken nicht hat —

Wie z. B. zu der Errichtung eines Gebäudes, wodurch der Baumeister, nicht aber der Zuträger der Materialien den Gedanken hat —

Der Zuträger der Baumaterialien arbeitet also zu einem Zweck, der nicht in seinem,

sondern in dem Kopfe eines andern Menschen existirt —

Der Zuträger entäußert sich eine Weile seiner Denkkraft, und wird bloß Hand und Fuß —

Er bewegt sich nun einmal so, ohne sich weiter darum zu bekümmern, warum er sich so bewegt —

Wie ist das möglich, daß der einzelne Mensch seine freie Selbstthätigkeit so aufgibt;

Daß sich alle seine Bewegungen den ganzen Tag über, um kein Warum in seinem eigenen Kopfe, sondern um das Warum in dem Kopfe eines andern drehen —

Es würde nicht möglich seyn, wenn der einzelne Mensch nicht einen Zweck hätte, weswegen er eine Zeit lang das Band zwischen Geist und Körper gleichsam aufhebt — indem er jeder seiner Bewegungen nicht durch seinen eigenen, sondern durch die Gedanken eines andern ihre Richtung vorschreiben läßt —

Der Zweck, der sich seiner Denkkraft darstellt, ist, er müsse dieß thun, weil er sonst seine körperlichen Bedürfnisse nicht würde befriedigen, seinen Hunger nicht stillen, seinen Körper nicht bedecken können —

Ein anderes ist, wenn z. B. eine Gesellschaft von Menschen in Verbindung tritt, von denen jeder einzelne mit den übrigen ein großes Haus zu bewohnen wünscht, das aber durch die Kräfte eines einzigen nie würde hervor gebracht werden können —

Diese Anzahl von Menschen wählen einen unter sich, durch dessen Gedanken sie ihren Arm nach einer gewissen Richtung ausstrecken, und ihre Füße nach einer gewissen Richtung wollen empor heben lassen —

Hier ist allen der Zweck gemeinschaftlich — allen ist daran gelegen, daß das Haus fertig werde — Einer denkt zwar für alle, aber er denkt für sie nur die Art der Erreichung des Zweckes, nicht den Zweck selbst —

Wenn er den Zweck etwa erst für sich allein hatte, so war er genöthigt, etwa vorher eine Rede an die übrigen zu halten, wodurch er seinen Zweck erst in die Köpfe verpflanzen mußte, ehe er nur daran denken durfte, von den Armen und Füßen eines einzigen zur Erreichung seines Endzweckes Gebrauch zu machen —

Hier findet also nichts Gewaltfames Statt —
niemand ist hier ganz Maschine —

Jeder bewegt Hand und Fuß, weil er will —
das Warum steht in seiner eigenen Seele, und
nicht in der Denkkraft eines andern —

Nur die Art und Weise wie, und die Rich-
tung, nach welcher er Hand und Fuß, zur Er-
reichung des gemeinschaftlichen Endzwecks bewegt,
läßt er sich freiwillig durch die Gedanken eines an-
dern vorschreiben —

Denn er hat diesen Gedanken ei-
nes andern gleichsam zu seinem eige-
nen Gedanken gewählt —

Denken wir uns nun unter dem Hause die
Einrichtung eines Staats, in so fern dieselbe von
einem einzigen oder von allen Mitgliedern desselben
abhängt — so haben wir den Unterschied zwischen

Monarchie und Republik.

In der Republik müssen von dem denkenden
Theile, der sich die Erreichung großer Endzwecke
vorseht, erst Reden an das Volk oder dessen Re-
präsentanten gehalten werden, um diesen Endzweck
in die Köpfe der einzelnen Mitglieder des Staats

zu verpflanzen, ehe diese sich willig finden lassen, durch Vereinigung und Unterordnung ihrer Körper und Geisteskräfte dieselben befördern zu helfen —

Die einzelnen Mitglieder eines wirklich republikanischen Staates wählen sich selbst die Gedanken, durch welche sie gelenkt werden wollen, in ihren Obrigkeiten und Regenten —

In einem monarchischen Staate ist es nicht nöthig, daß Reden an das Volk oder dessen Repräsentanten gehalten werden, um die Endzwecke desjenigen, der für alle übrigen zu denken hat, erst in die Köpfe derselben zu verpflanzen, ehe ihre Arme und Füße und selbst ihre untergeordneten Geisteskräfte zur Beförderung dieser Endzwecke in dem Kopfe eines einzigen gebracht werden — denn alle einzelnen Mitglieder eines solchen Staats haben gleichsam einen Bund zusammen gemacht, das Warum aller ihrer Handlungen und Bewegungen in politischer Rücksicht nicht in ihren eigenen Köpfen, sondern in dem Kopf eines einzigen existiren zu lassen, und darum vertrauen sie ihm, folgen seinem Willen, welcher von dem jedesmaligen Willen aller verschieden, und doch für alle gleich verpflichtend (allgemein) und zugleich mächtig genug ist,

jeden Widerstand eines Privatwillens zu überwäl-
tigen.

Die letzte Kupfertafel enthält noch
sechs Darstellungen aus dem menschlichen Leben :

Der Mensch in Bewegung — der Mensch in
Ruhe

Der Mensch in Beschäftigung mit dem Schö-
nen — mit dem Ernsthaften

Der Mensch im Genuß des häuslichen Glücks —
der offenen und schönen Natur —

Lauter neue auffallende Unterschiede !

Bewegung — Ruhe

Spielendes Ergehen — Ernst und Nach-
denken —

Ein Wohnzimmer — die große Natur —

Wir wollen also zuerst gegen einander stellen
Bewegung und Ruhe —

Der Zustand der schnellsten Fortbewegung ist
das Laufen — der Zustand der höchsten Ruhe ist
das Liegen und Schlafen.

Dort welch eine Anstrengung, hier welch eine
Abspannung aller Muskeln und Sehnen —

Der Mensch versetzt sich, indem er liegt, auf eine Weile in einen todtenähnlichen Zustand —

Laufen — Gehen — Stillstehen — Sitzen — Liegen — sind die Übergänge, wodurch sich der stärkste Grund der Fortbewegung allmählig in den Zustand der höchsten Trägheit verliert —

Nun kann sich aber der Mensch in diesen todtenähnlichen Zustand der Ruhe und Trägheit versetzen, so oft er will, um zur Bewegung und Anstrengung wieder neue Kräfte zu schöpfen —

Er ist weder zur Thätigkeit noch zur Ruhe gezwungen — er ist mit allen seinen Fibern und Muskeln ein Werkzeug von sich selbst, es hängt von ihm ab, den Bogen zu spannen, und ihn wieder abzuspannen, so oft er will —

Derselbe Mensch, der in dem vorhergehenden Augenblick noch lauter Leben und Thätigkeit, bei dem noch jede Muskel zur Fortbewegung seines Körpers angestrengt war, liegt nun auf einmal freiwillig in völliger Abspannung da —

und ruht sich aus.

Das Uhrwerk dieser Maschine, die wir Körper nennen, hängt also doch mehr von uns, als

wir von ihr ab, wir können ihr doch Stillstand gebieten, so oft wir wollen —

Bewegung und Ruhe
Wachen und Schlaf

sind die auffallendsten Erscheinungen gegen einander, die man sich denken kann — die uns nur deswegen so wenig rühren, weil wir durch den täglichen Anblick ihrer so gewohnt worden sind —

Der Zustand der Bewegung ist das eigentliche Leben, welches durch den abwechselnden Zustand der Ruhe nur einige sanftere Schattirungen erhält, damit es mit desto angenehmern Farben spiele —

Der Tag ist zu Leben und Bewegung —

Die Nacht ist zur Ruhe geschaffen —

Licht und Leben, Bewegung und Freude sind verwandt, so wie Finsterniß und Trägheit, oder Stille und Traurigkeit —

Das Licht des Tages bringt Fülle und Leben

Die Finsterniß der Nacht bringt Leerheit
und Tod —

Der Schlummer täuscht uns die Nacht hinweg, indem er uns freien Willen, deutliches Bewußtseyn und Gefühl unsers Daseyns raubt, damit wir nur die Lieblichkeit des Tages empfinden —

Aber oft kehrt der Mensch die Ordnung der Natur um, indem er

im Genuß oder in der Arbeit

die Gränzen überschreitet, und sich die Nacht zum Tage macht —

Wie dieser im tiefen Nachdenken verloren, unter Büchern vergraben, der mit der nächtlichen Lampe vor sich, am Tische sitzt, und ein Bild der angestregten und ernsthaften Beschäftigung des Geistes ist — indeß das Bild darneben

den ergehenden und spielenden
Genuß

desjenigen darstellt, was ebenfalls erst durch die Anstrengung der menschlichen Geisteskräfte hervorgebracht werden mußte.

Denn das Tonstück, das von dem jungen Frauenzimmer auf dem Clavier gespielt wird, indem der junge Mensch, der neben ihr steht, die

Flöte dazu bläst, gewährte dem Verfasser desselben erst Vergnügen nach der Arbeit —

Hier gewährt es Vergnügen ohne Mühe —

So wie das Buch, das durch Nachtwachen und mühsamen Fleiß des Schriftstellers erst mußte hervorgebracht werden — nachher, wenn es beim Lesen Vergnügen und Nutzen gewährt, das Vergnügen und den Nutzen ohne Mühe gewährt —

Der Leser darf es nur lesen — und dieß Lesen selbst ist bei einem Werke, das den Geist unterhält, eben so wenig eine Mühe zu nennen, als die angenehme Zermahlung der Speisen im Munde, die an sich selbst schon Genuß ist.

Das Spielen auf dem Clavier, das Blasen der Flöte ist

ein Spiel,

das Studiren des Mannes bei der Nachtlampe ist
eine Beschäftigung —

Dieß soll uns noch aufmerksamer machen auf den merkwürdigen Unterschied zwischen

Spiel und Beschäftigung —

Ich nenne die regelmäßige Berührung des Claviers mit den Fingern, das Einathmen der Luft

in die Flöte, ein Spiel, weil es weiter keinen Zweck hat, als sich selbst —

Das Nachdenken des Mannes mit der Lampe scheint meinen Gedanken kein Spiel zu seyn, weil es mit Anstrengung verknüpft ist, die sich in dem Halten des Kopfes, der gleichsam von der zu großen Anstrengung schwer wird, und in der ganzen Stellung zeigt —

Ich denke also, daß der Mann sich auf keine so mühsame Art bei der Nachtlampe noch beschäftigen würde, wenn diese seine Beschäftigung keinen Zweck als sich selbst hätte — wenn er nicht etwas dadurch herausbringen oder hervorbringen wollte, was ihm in der Folge die gegenwärtige Mühe belohnt —

Dies ist der vorzüglichste Unterschied zwischen Spiel und Beschäftigung.

Darum sagt man auch:

ich mache das spielend, oder

die Arbeit wird mir zum Spiel,

wenn einem etwas so leicht wird, daß man in der Arbeit selbst schon Vergnügen findet, wenn man auch keinen Zweck weiter dadurch zu erreichen hoffte —

Der Begriff von Spiel verträgt sich nicht mit dem Begriff von mühsamer Anstrengung — angenommen, wenn der Mensch die mühsame Anstrengung selbst zum Spiel macht, indem er sich hier, ohne weiter einen Zweck dadurch zu erreichen, um ihrer selbst willen, freiwillig unterzieht —

Nun fragt es sich, ob der Mensch im Ganzen genommen mehr arbeitet, oder mehr spielt —

Was sind die größten menschlichen Unternehmungen, da sie doch von der Zeit wieder verschwemmt werden, und oft keine Spur zurücklassen, anders, als ein großes Spiel, wo die Anwendung der menschlichen Kräfte, die dazu erfordert wurden, keinen Zweck, als sich selbst, gehabt zu haben scheinen —

Man sagt daher auch eine Kraft will freien Spielraum haben —

Allein indem der Mensch auf die Weise spielt, indem er Kartenhäuser baut, die ein Hauch umweht, und Königreiche und Republiken stiftet, die die Zeit zerstört —

so läßt ihn die gütige Natur gleichsam spielend ihre großen Endzwecke

zur Veredlung und Bildung seines Geistes erreichen, der in diesen großen und kleinen Spielen seine Denkkraft übt, um dereinst einen höhern Flug zu nehmen —

Durch dieses ganze Buch sind die Ideen auf mannigfaltige Weise in Bewegung gesetzt worden, bloß um in Bewegung gesetzt zu werden — dasjenige, was also dadurch in der Seele veranlaßt wird, ist:

ein Ideenspiel —

Dies Ideenspiel wollen wir mit den letzten beiden Darstellungen des Menschen

im Genuß des häuslichen Glücks, und im Genuß der schönen Natur beschließen.

Welch ein Unterschied zwischen einem Wohnzimmer und der großen Natur!

Und doch ist das Wohnzimmer mitten in der großen und offenen Natur so angenehm — denn es hat Fenster, wodurch der Anblick der ganzen schönen Natur bloß ans Auge gebracht werden kann, ohne daß unser Gefühl der Unbequemlichkeit eines rauhen Lüftchens ausgesetzt wird —

Durch das Wohnzimmer macht sich der Mensch von Sturm und Regen, von Frost und Schnee, und allen Unbequemlichkeiten der Witterung unabhängig —

Im Winter versucht er Wärme, im Sommer Kühlung hineinzubringen — er macht sich in seinen vier Wänden zum Herrn der ihn umgebenden Natur —

In diese vier Wände eines Wohnzimmers drängen sich daher auch die meisten Scenen menschlicher Glückseligkeit zusammen, die in der weiten Welt, über Welt, über Meer und unter entferntesten Himmelsstrichen vergeblich gesucht wird —

Das wahre Glück ist in der Einschränkung, nicht in der Ausbreitung zu suchen —

Daher ist nun die reizende Idee von
 häuslicher Glückseligkeit
 entstanden —

Der Begriff von Wohnung, Haus oder Obdach führt schon so viele dunkle Nebenbegriffe von Sicherheit, Ruhe, Geselligkeit, Beschützung u. s. w. mit sich, daß die Seele dadurch beständig mit einer Reihe angenehmer Bilder erfüllt wird, so oft man sich diesen Begriff lebhaft denkt.

Das Haus, die Wohnung knüpft schon an sich das Band zwischen den Menschen fester, und ist gleichsam der erste Keim zu der größten menschlichen Verbindung —

Aus einzelnen Häusern entstehen Dörfer und Städte, die mit ihrem Zubehör Länder und Königreiche ausmachen —

Aber die ganze Wohlfahrt von Ländern und Königreichen muß doch immer wieder auf das einzelne Haus, und auf die Glückseligkeit, die darin herrscht, zurückgeführt werden —

Denn in dem ganzen Umfange eines mächtigen Königreiches kann doch einer z. B. nur in einer Stadt, und in der ganzen Stadt nur in einem Hause, und in dem ganzen Hause nur in einem Zimmer seinen jedesmaligen wirklichen Aufenthalt finden —

In sein eigentliches Wohnzimmer, in dem Schooße seiner Familie, drängt sich sein wirkliches Daseyn, das durch die bürgerlichen Geschäfte gleichsam zerstreuet wurde, am meisten wieder zusammen —

Aber der Ort täuscht den Menschen wie die Zeit —

Er glaubt Jahre zu leben, und lebt nur Augenblicke —

Er glaubt ein Land, eine Stadt zu bewohnen, und bewohnt nur den jedesmaligen Fleck, wo er steht oder liegt, das Zimmer, worin er arbeitet, das Gemach, worin er schläft —

Diese Täuschung macht, daß der Mensch sein Glück so selten in dem gegenwärtigen Augenblick und auf dem jedesmaligen Fleck seines wirklichen Daseyns sucht —

Er lernt die Kostbarkeit des gegenwärtigen Augenblicks, und dieses Fleckes, wo er sein wirkliches Daseyn hat, nicht einsehen — darum sucht er das Glück in der Zukunft, und jagt ihm allenthalben außer dem Bezirk seiner Wohnung nach —

Sich von dieser Täuschung los zu machen, führt zur wahren Glückseligkeit —

Die geselligen Freuden des Lebens aus den großen Sirkeln wieder in die kleinern zusammenzudrängen, dahin sollte das Bestreben aller gehen, die das kurze menschliche Leben von langer Weile und Überdruß befreien wollten —

Wenn nun das einzelne Haus, auch alles Ubrige wegfiel, so bleibt rund umher die schöne offene Natur, die eigentlich das wahre Element ist, worin der Mensch, sobald er aus seiner Wohnung tritt, athmen und sich bewegen sollte —

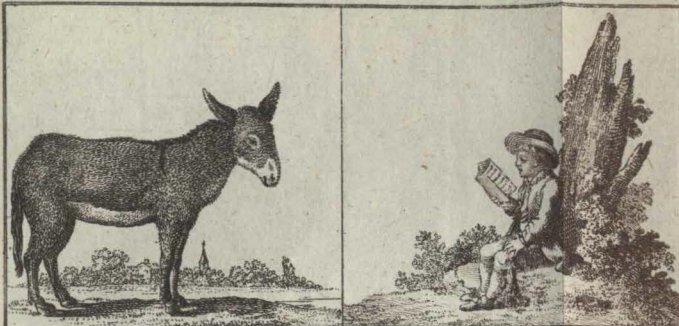
Sich dieser einfachen Glückseligkeit, ungeachtet der unauf lösblichen Verflechtung in den menschlichen Verbindungen, die einmal da sind, so viel wie möglich zu nähern, ist das Bestreben des Weisen.

Das höchste Ziel seiner Wünsche ist häusliche Zufriedenheit, verbunden mit dem ungestörten Genuß der schönen Natur.



Masculina.

I.

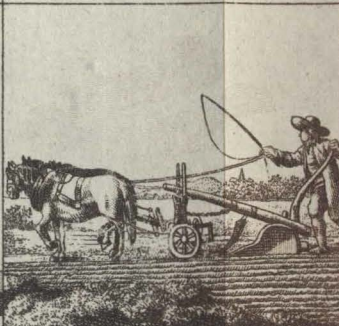


asinus. 1.

puer. 2.



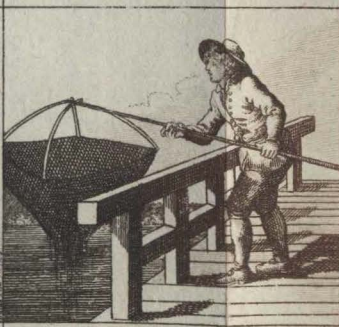
scriba. 3.



agricola. 4.



canis. 5.



piscator. 6.

Femina.

II.



puella. 1.



rosa. 2.

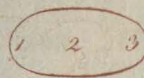


felis. 3.

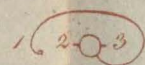


mulier. 4.

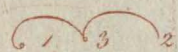
1 Tour.



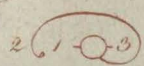
2 Tour.



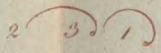
3 Tour.



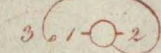
4 Tour.



5 Tour.



6 Tour.



Masculina.

III

			
<i>liber</i> 1.	<i>nasus</i> 2.	<i>agnus</i> 3.	<i>equus</i> 4.
			
<i>porcus</i> 5.	<i>oculus</i> 6.	<i>gladius</i> 7.	<i>globus</i> 8.
			
<i>sol</i> 9.	<i>serpens</i> 10.	<i>mus</i> 11.	<i>flos</i> 12.
			
<i>pons</i> 13.	<i>ignis</i> 14.	<i>anser</i> 15.	<i>mucro</i> 16.
			
<i>culex</i> 17.	<i>paries</i> 18.	<i>fons</i> 19.	<i>anguis</i> 20.

Femina.

IV.

			
<i>mensa</i> 1.	<i>agula</i> 2.	<i>ciconia</i> 3.	<i>senia</i> 4.
			
<i>rana</i> 5.	<i>cauda</i> 6.	<i>stella</i> 7.	<i>luna</i> 8.
			
+	<i>domus</i> 10.	<i>arbor</i> 11.	<i>auris</i> 12.
			
<i>vulpis</i> 13.	<i>avis</i> 14.	<i>crux</i> 15.	<i>turris</i> 16.
			
<i>clavis</i> 17.	<i>ovis</i> 18.	<i>navis</i> 19.	<i>mors</i> 20.

+ hasta, galea, sagitta, parma, pharetra.



3.

4.



5.



1.

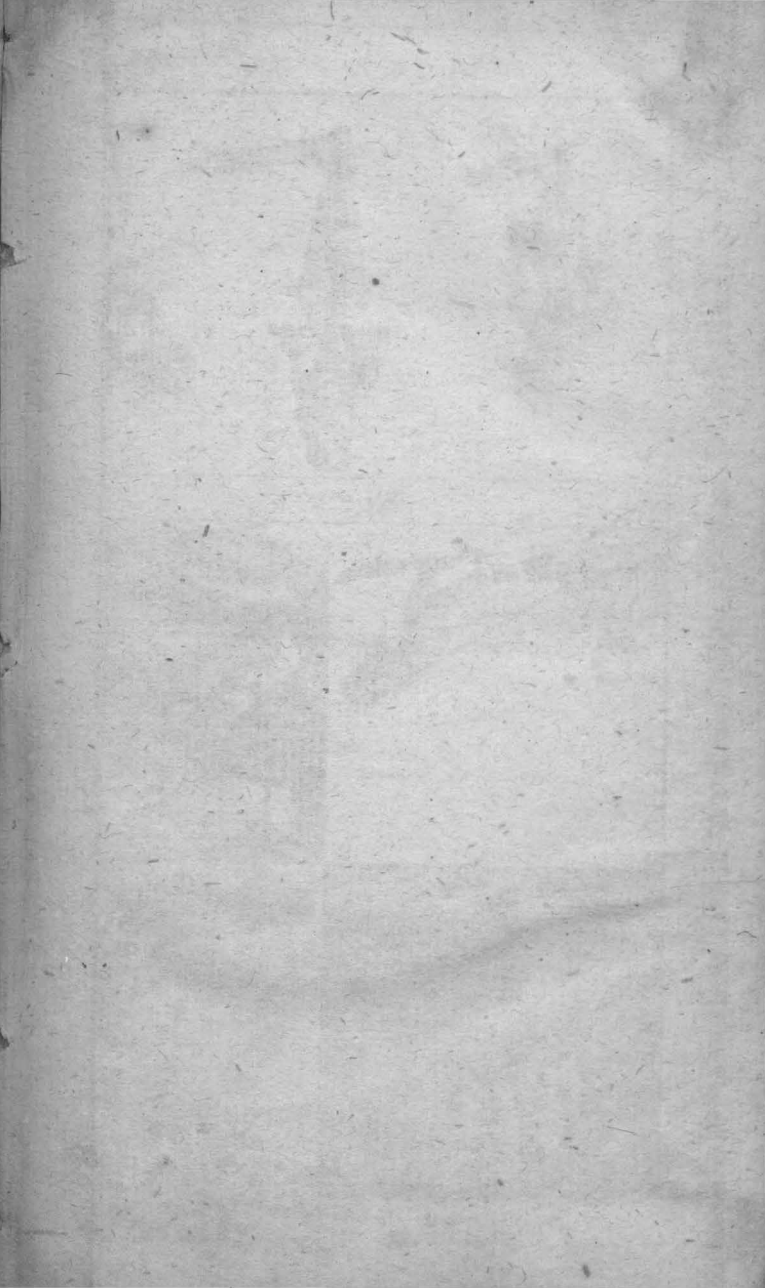
2.



3.







UB WIEN



+ AM50301309

UNIVERSITÄTS
WIEN
BIBLIOTHEK

